

Regensburg inklusiv



Es ist normal,
anders zu sein.

Regensburg
inklusive

Regensburg inklusiv

Es ist normal, anders zu sein.



Dokumentation der Auftaktveranstaltung
vom 13. Oktober 2012 im Pater-Rupert-Mayer-Zentrum

auf den Weg gebracht von:



Katholische Jugendfürsorge
der Diözese Regensburg e. V.

Sie unterstützen „Regensburg inklusiv“:



Caritasverband
für die Diözese
Regensburg e. V.

Herzlich willkommen!

Bertin Abbenhues



„Wie ist eigentlich die Idee für ‚Regensburg inklusiv‘ entstanden?“, werde ich immer wieder gefragt. Im Jahr 2007 haben die Vereinten Nationen (UN) einen Vertrag unterzeichnet, in dem die Rechte aller Menschen mit Behinderung auf der ganzen Welt festgeschrieben sind: das internationale Übereinkommen über die Rechte von Menschen mit Behinderungen. Man nennt es auch kurz UN-Behindertenrechtskonvention. In Deutschland wurde dieser Vertrag am 26. März 2009 rechtsverbindlich in Kraft gesetzt.

Vor diesem Hintergrund entstand bei der Katholischen Jugendfürsorge der Diözese Regensburg e. V. im Mai 2009 die Projektidee mit dem Titel „Sozialräumliches Audit (Überprüfung) zu den Teilhabe-Chancen behinderter Menschen im Raum Regensburg und Cham“. In einem Modellprojekt sollte beispielhaft die Fähigkeit und Bereitschaft einer städtischen und einer ländlichen Region zur Inklusion behinderter Menschen untersucht und Entwicklungsmöglichkeiten aufgezeigt werden. Die geplante Finanzierung über das Bayerische Staatsministerium für Arbeit und Sozialordnung, Familie und Frauen kam jedoch nicht zustande; ohne Zuschüsse konnte diese Idee nicht umgesetzt werden.

Im Jahr 2011 entwickelte Aktion Mensch ein neues Förderprogramm zum Thema „Inklusion“. Damit sollen Projekte und Initiativen gefördert werden, „die vor Ort unterschiedliche Akteure aus allen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens (unter anderem aus Sozialwesen, Wirtschaft, Kultur, öffentlichen Institutionen) vernetzen. So soll das

Miteinander von Menschen mit und ohne Behinderung im Sinne der UN-Behindertenrechtskonvention ermöglicht und damit die Umsetzung von Inklusion im Alltag in den regionalen Lebensweltbezügen vorangetrieben werden. Ziel des Förderprogramms ist die Schaffung von Vernetzungsstrukturen. Die Handlungsfelder sind Arbeit, Bildung, Freizeit, Wohnen und Barrierefreiheit“ (aus den Förderrichtlinien von Aktion Mensch).

Aus der bestehenden Projektidee und den Förder Voraussetzungen von Aktion Mensch entwickelten wir dann das Projekt „Regensburg inklusiv“.

Bertin Abbenhues
Abteilungsleiter
Teilhabeleistungen
für Kinder und
Jugendliche der KJF
Regensburg



Eine Stadt inklusiv zu gestalten geht nur mit der Stadtverwaltung und den politisch Verantwortlichen. Dass sich für die wissenschaftliche Begleitung des Projektes eine enge Zusammenarbeit mit der Hochschule Regensburg – Fakultät für angewandte Sozialwissenschaften empfiehlt, lag auf der Hand. Im Herbst 2011 fanden daher Gespräche mit Bürgermeister Joachim Wolbergs und dem damaligen Präsidenten der Hochschule, Prof. Dr. Josef Eckstein, statt. Beide erklärten sich sofort bereit, als Kooperationspartner beim Projekt „Regensburg inklusiv“ einzusteigen. Auftakt für das mehrjährige Projekt sollte eine Mischung aus Fachveranstaltung und Vernetzungstreffen sein, mit deren Planung umgehend begonnen wurde.

Neben der Stadt Regensburg und der Hochschule Regensburg als Kooperationspartner suchten wir uns weitere Unterstützer für das Projekt und fanden diese in der Lebenshilfe Regensburg, der Diakonie Regensburg und dem Caritasverband für die Diözese Regensburg. Ein Vorbereitungsteam

traf sich zur ersten Sitzung am 31. Januar 2012 an der Hochschule. Insgesamt waren 15 VertreterInnen der Kooperationspartner und des Beirates für Menschen mit Behinderung, mit und ohne Behinderung, in die inhaltliche und organisatorische Vorbereitung der Auftaktveranstaltung eingebunden.

Die Auftaktveranstaltung am 13. Oktober 2012 war sehr ermutigend; einen schöneren Einstieg zu einem Projekt wie „Regensburg inklusiv“ hätte es nicht geben können. Doch lesen Sie selbst, viel Freude dabei!

Ich freue mich sehr, wenn wir alle in drei Jahren auf ein Regensburg schauen können, das stolz darauf ist, im Sinne der Inklusion anders zu sein.

Ihr

Bertin Abbenhues
KJF Regensburg



Inhalt

Grußworte

- 7 **„Ich bin überwältigt, wie viele Menschen heute hier teilnehmen.“**
Michael Eibl, Direktor der Katholischen Jugendfürsorge der Diözese Regensburg e. V.
- 9 **„Wir sind die inklusivste Region! Das ist meine Vision.“**
Joachim Wolbergs, Bürgermeister der Stadt Regensburg
- 11 **„Es wird nicht einfach sein, man muss es gemeinsam machen.“**
Prof. Dr. Wolfgang Baier, Präsident der Hochschule Regensburg

Vorträge

- 15 **„Von der Exklusion zur Inklusion – Entwicklungen, Inhalte, Fragen“**
Prof. Dr. Hans Weigert, Hochschule Regensburg, Fakultät Angewandte Sozialwissenschaften
- 27 **„Die UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderung – Chancen und Herausforderungen“**
Irmgard Badura, Beauftragte der Bayerischen Staatsregierung für die Belange von Menschen mit Behinderung
- 35 **„Wohin soll inkludiert werden und wer muss eigentlich aktiv werden? Antworten aus dem Sozialraumansatz“**
Prof. Dr. Gudrun Cyprian, Universität Bamberg
Thomas Kammerl, Projektkoordinator von „Regensburg inklusiv“

Arbeitsgruppen

- 45 **„Wie kann Inklusion im Alltag gelingen?“**
Ergebnisse zu den Themen
- Wohnen
 - Kunst und Kultur
 - Arbeiten
 - Bildung
 - Gesundheit und Sport
 - Freizeit

Abschluss

- 65 **„Bewusstseinsbildung ist ein großes, großes Thema!“**
Holger Kiesel, Moderator, Mitarbeiter des Bayerischen Rundfunks
- 67 **„Regensburg inklusiv“ – Fazit und Ausblick**
Bertin Abbenhues, Abteilungsleiter Teilhabeleistungen für Kinder und Jugendliche, Katholische Jugendfürsorge der Diözese Regensburg e. V.
- 69 **Markt der Möglichkeiten**
Die TeilnehmerInnen im Überblick

» Ich freue mich, wenn Regensburg inklusiv wird und sich immer mehr Menschen für ein selbstverständliches **miteinander** engagieren und somit auch ein **miteinander leben** selbstverständlich wird.

Christa Weiß

Vorsitzende des Vereins für Körper- und Mehrfachbehinderte e. V.

Grußwort

Direktor Michael Eibl



Sehr verehrte Damen und Herren,
herzlich willkommen zu „Regensburg inklusiv“!

Wir haben die Initiative „Regensburg inklusiv“ gemeinsam gestartet: Menschen mit Behinderung, Angehörige, wir alle, die wir uns weiter auf den Weg machen wollen. Es war wichtig, alle mit ins Boot zu nehmen, alle, die sich diesem Thema widmen. Angeschlossen haben sich die Stadt Regensburg, die Hochschule Regensburg, die Caritas, die Lebenshilfe, die Diakonie ... Bitte verzeihen Sie mir, wenn ich hier nicht alle nennen kann. Besonders freut es mich, einen Ehrengast hier zu haben, eine Frau, die in den letzten Jahren viel bewegt hat: Irmgard Badura, Beauftragte der Bayerischen Staatsregierung für die Belange von Menschen mit Behinderung. Es gelingt Ihnen immer wieder, charmant zu fordern, Ausgeglichenheit zu schaffen, alle Kräfte zu mobilisieren. Sie sind unser Ehrengast, herzlich willkommen!

Ich begrüße herzlich unsere Partner dieser Veranstaltung: Herrn Bürgermeister Joachim Wolbergs für die Stadt Regensburg, Herrn Professor Wolfgang Baier für die Hochschule für angewandte Wissenschaften Regensburg, Herrn stellvertretenden Bezirkstagspräsidenten Norbert Hartl, Herrn stellvertretenden Landrat Erich Dollinger, die Vertreter des Bezirks Oberpfalz sowie die Referenten Professor Dr. Hans Weigert und Frau Professorin Dr. Gudrun Cyprian von der Universität Bamberg. Und noch jemanden will ich begrüßen: Wir haben eine Olympionikin da – Annke Conradi, herzlich willkommen!

Alle Initiativen, die hier beteiligt sind, würde ich jetzt gerne begrüßen. Viele Menschen mit Behinderung sind da, Verbände, die sich für Ihre Belange einsetzen – seien Sie alle herzlich willkommen!

Wo gehen wir hin, wenn so viele Menschen kommen? Wo ist es barrierefrei für so viele? Wir kamen schnell zu dem Schluss, diese Veranstaltung hier im Pater-Rupert-Mayer-Zentrum durchzuführen. Die Suche nach einem geeigneten Ort hat uns zugleich gezeigt, wie viele barrierefreie Räume es für Großveranstaltungen in Regensburg gibt.

„Regensburg inklusiv“ – in dieser Richtung tut sich bereits eine Menge: Heute ist zum Beispiel das inklusive Reporter-Team von „Mittendrin“ aus dem Landkreis Kelheim aktiv, das bereits in der örtlichen Tageszeitung Artikel veröffentlicht hat. Ein Radioteam, das seine Kreise zieht – das Projekt „Radio sag‘ was! Menschen mit Behinderung machen Radio“ – wird über diese Veranstaltung und überhaupt regelmäßig über „Regensburg inklusiv“ berichten.

Es tut sich eine Menge; Sie sehen es hier am Förderzentrum mit einem inklusiven Kinderhaus: Schon die Kleinsten werden gemeinsam betreut, um vielleicht später gemeinsam die Schule am PRMZ zu besuchen. Inklusion muss wachsen können.

Von der Bischof-Wittmann-Schule in Regensburg gibt es Partnerklassen an Regelschulen und im Förderzentrum, in denen man Menschen mit schwersten Behinderungen nicht vergisst.

Michael Eibl
Direktor der
Katholischen Jugend-
fürsorge der Diözese
Regensburg e. V.

„Ich bin überwältigt,
wie viele Menschen
heute hier teilnehmen.
Das ist für mich
wie ein Familienfest!“

„Lassen Sie uns
in den kommenden
Jahren mit vielen
Begegnungen
etwas in Bewegung
setzen!“

Bereits seit mehreren Jahren werden Ideen in den Bereichen „Wohnen“ und „Arbeiten“ entwickelt. Werkstattplätze sind wichtig, es entstehen aber auch Außenarbeitsplätze in Betrieben. Integrationsfirmen wie die labora gGmbH oder Retex beschäftigen behinderte und nichtbehinderte Menschen. Der Integrationsfachdienst Oberpfalz vermittelt Menschen mit Behinderungen auf den ersten Arbeitsmarkt.

Wenn ich an all diese Ansätze und an das, was sich alles tut, denke, sind wir auf einem guten Weg. Es gibt aber auch noch eine Menge zu tun. Daher brauchen wir Partner – die Stadt, die Hoch-

schule, die Wirtschaft, andere Träger, Verbände, Vereine, Initiativen, um im Gespräch mit behinderten und nichtbehinderten Menschen eine inklusive Stadt zu schaffen.

Ich bin überwältigt, wie viele Menschen heute hier teilnehmen. Das ist für mich wie ein Familienfest. Die meisten, die da sind, kenne ich aus persönlichen Begegnungen. Lassen Sie uns in den kommenden Jahren mit vielen Begegnungen etwas in Bewegung setzen!

Nun wünsche ich uns allen einen guten und erfolgreichen Verlauf der Auftaktveranstaltung!



Grußwort

Bürgermeister Joachim Wolbergs



„Regensburg inklusiv“: Es ist bitter, dass wir so ausführlich über dieses Thema reden müssen, weil noch nicht gilt, dass es normal ist, wenn etwas anders ist. Daher müssen wir darüber reden. Dass ich das heute hier so erlebe, konnte ich mir so nicht vorstellen.

Ich kann nur Dinge beitragen, die ich im Rahmen meiner Biografie erlebt habe. Ich kann mich an eine Weihnachtsfeier des Blindenbundes erinnern, das war beeindruckend. Ich kann mich an die Lebensgeschichte von Florian erinnern, der einen schweren Autounfall hatte und danach im Rollstuhl saß.

Im Rahmen der eigenen Biografie erlebt man viel. Man hat Vorstellungen davon, wie alles sein muss. Ich habe die Lesung eines Autisten eröffnet, der ein Buch über die Liebe geschrieben hat. Ich habe dankbar mitgenommen, wie toll dort Beratung funktioniert, welche Hemmungen aber abgebaut werden müssen.

Inklusion muss bedeuten, was normal, menschlich und gerecht ist. Deshalb erwarte ich mir so viel von dieser Veranstaltung. Arbeiten Sie bitte – heute und in den

nächsten Jahren – ohne Denkblockaden. Wir reden immer nur darüber, wer für was zuständig ist. Es geht darum, was getan werden muss. Die Politiker haben dann die Pflicht, das zu klären.

Vor drei Jahren habe ich im Magazin Focus eine Deutschlandkarte gesehen, auf der der jeweilige Slogan der Stadt vermerkt war: die verkehrsärmste oder innovativste Stadt, die familienfreundlichste Stadt ... Soziale Slogans gab es nicht. Ich fand keinen, mit dem eine Stadt sagt, „Wir wollen die sozialste Stadt sein“ oder ähnliches.

„Wir sind die inklusivste Region!“ – das ist meine Vision. Da möchte ich mit Ihrer Hilfe hin. Alles Gute, herzlichen Dank!

„Wir sind die
inklusive Region!
Das ist meine Vision.“

Joachim Wolbergs
Bürgermeister der
Stadt Regensburg



»» Von Inklusion profitieren alle in einer Gemeinde. ‚Regensburg inklusiv‘ sollte sich zum Ziel nehmen, gute Inklusion zu etablieren, in welcher das ‚inklusionsbedürftige‘ Kind nicht heraussticht. Allen Kindern sollen individuelle Lernwege ermöglicht werden. Dafür benötigt es intensive Einsatzbereitschaft der Eltern sowie zupackendes und überlegtes Engagement der pädagogischen Professionals.

Sascha Schneider

Gemeinsam Leben – Gemeinsam Lernen Regensburg e. V.

Grußwort

Prof. Dr. Wolfgang Baier



Sehr geehrte Damen und Herren,

„Regensburg inklusiv“: Das ist mehr als nur ein Motto. Das ist ein hoher Anspruch. Ziel dieses dreijährigen Projekts ist es, nicht nur Ideen und Maßnahmen zu entwickeln, um unsere Stadt inklusiver zu gestalten, sondern diese auch umzusetzen. Im Klartext heißt das: Wir wollen gemeinsam dazu beitragen, allen Mitbürgerinnen und Mitbürgern gleichermaßen die Teilhabe am gesellschaftlichen und kulturellen Leben der Stadt und auch im Landkreis Regensburg zu ermöglichen. „Gemeinsam“ heißt nicht nur Katholische Jugendfürsorge, Stadt Regensburg und Hochschule Regensburg. Mit „gemeinsam“ sind Sie alle gemeint.

Ich habe mich sehr gefreut, als ich vor drei Tagen die Teilnehmerliste erhalten habe –über 300 Teilnehmer! Das zeugt von großem Interesse am Inklusionsgedanken, an der Idee und am Vorhaben dieses Projekts. Das lässt auch hoffen, dass am Ende des Projekts konkrete Ergebnisse stehen, die zu einem inklusiveren Regensburg beitragen.

Uns als Hochschule Regensburg ist das Thema wichtig, weil wir gesellschaftliche Verantwortung tragen und mit unserer Fachkompetenz einen wesentlichen Beitrag zu diesem Projekt leisten können. An unserer Fakultät für Angewandte Sozialwissenschaften spielt die Frage nach Teilhabemöglichkeiten in Lehre und Forschung eine wichtige Rolle. Wir gehen den Ursachen nach, die Menschen in ihrer Teilhabe am gesellschaftlichen und kulturellen Leben einschränken oder

gar ganz ausschließen. Die Ursachen sind vielfältig: Es ist nicht immer nur eine körperliche oder geistige Behinderung. Exklusion kann auch durch demographische, soziographische, geographische und psychologische Merkmale oder infolge von Lücken in den sozialen Sicherungssystemen bedingt sein. An der Hochschule Regensburg werden hierzu wissenschaftlich fundierte Maßnahmen und Methoden entwickelt, um Inklusion zu fördern und umzusetzen.

Wir bilden junge Menschen in vier Bachelor-Studiengängen für verantwortungsvolle Aufgaben in sozialen Arbeitsbereichen aus. Wir qualifizieren mit dem Master-Studiengang „Soziale Arbeit – Inklusion und Exklusion“ akademische Nachwuchskräfte, die wissenschaftliche Grundlagen und methodische Konzepte anwenden und Problemlösungsstrategien für die betroffenen Gruppen zur Verfügung stellen können.

Ich wünsche uns allen eine interessante und gelungene Auftaktveranstaltung verbunden mit der großen Hoffnung, dass dieses starke Interesse am Inklusionsgedanken über die drei Jahre hinaus anhält. Ich hoffe, dass es uns gelingt, für diese Thematik auch Menschen zu sensibilisieren, die nicht selbst betroffen sind und nicht über ihre berufliche Tätigkeit den Zugang zum Thema Inklusion haben. Ich hoffe auch, dass am Ende des Projekts Ergebnisse stehen, die in spürbare Maßnahmen münden, um am Ende sagen zu können: Regensburg ist so inklusiv, dass es unter den bayerischen Kommunen im positiven Sinne des Wortes exklusiv ist!

Prof. Dr. Wolfgang Baier
Präsident der
Hochschule
Regensburg

„Es wird nicht einfach sein, man muss es gemeinsam machen. Jeder muss sich hier engagieren!“

» Mein Traum wäre es, dass Inklusion irgendwann einmal etwas völlig Selbstverständliches ist. Aber jetzt ist es an uns allen, sie auf diesen Weg zu bringen.

Petra Klein, Diplom-Sozialpädagogin (FH)
Epilepsie Beratung Regensburg



Moderation Holger Kiesel



Auch ich darf Sie herzlich zu „Regensburg inklusiv“ begrüßen! Ich bedanke mich für die Musik bei Power Pack und Electric Apple vom Pater-Rupert-Mayer-Zentrum. Applaus bitte!

Holger Kiesel
Mitarbeiter
des Bayerischen
Rundfunks

Ein kleines bisschen haben Sie schon über mich gehört ... Ich wollte nicht auf einer Bühne sitzen, von der ich nicht ohne Hilfe flüchten kann.

Ich arbeite seit nun zehn Jahren für den Bayerischen Rundfunk. In dieser Zeit habe ich schon das eine oder andere Mal moderiert, saß auf der einen oder anderen Bühne, noch nie aber an so einem besonderen Ort wie diesen. Bis vor 25 Jahren bin ich hier zur Schule gegangen. Deswegen ist das Gefühl, das ich heute hier habe, ein anderes als sonst, ein persönlicheres. Ich freue mich sehr über die Einladung, heute hier zu moderieren!

Ich habe beim BR ein eigenes Magazin, das im Abstand von jeweils vier Wochen ausgestrahlt wird – ein Gesundheitsmagazin. Es geht ums Leben mit Behinderung in all seinen Facetten: Kultur, Sport und Filme, alles ist da zu finden. Falls Sie morgen nicht so mitgenommen sind, um 9.30 Uhr auf B2 wäre es wieder soweit.

Zum Programm: Wir hören jetzt am Vormittag einige Referate – eine gute Möglichkeit, uns darauf zu besinnen, wie weit wir mit der Inklusion sind und wo wir damit hinwollen.

Dann ist Mittagspause. Sie können sich auf dem Markt der Möglichkeiten mit 31 Anbietern umsehen, was es in der Region bereits an inklusiven Ideen und Entwürfen gibt. Danach geht es in die Arbeitsgruppen, die wir zum Schluss des Tages auswerten. In der Aula gibt es einen Stand mit allen Infos zum heutigen Tag. Sie konnten sich für eine Arbeitsgruppe anmelden und Ihren Favoriten angeben. Wir bitten um Ihr Verständnis, falls es nicht bei allen mit der ersten Priorität geklappt hat.

Ich bitte nun den ersten Referenten ans Pult: Herrn Prof. Hans Weigert zum Thema „Von der Exklusion zur Inklusion – Entwicklungen, Inhalte, Fragen“. Bitteschön!

» Kultur von allen – Kultur mit allen – Kultur für alle

Prof. Renate Kühnel

Hochschule für Angewandte Wissenschaften Regensburg,
Fakultät Angewandte Sozialwissenschaften



„Von der Exklusion zur Inklusion – Entwicklungen, Inhalte, Fragen“

Prof. Dr. Hans Weigert



Sehr geehrte Damen und Herren!

Bei dieser Auftaktveranstaltung „Regensburg inklusiv“ geht es vor allem um Menschen mit Behinderungen. Inklusion ist aber ein viel weiter gefasster Begriff und meint ein gesellschaftliches Miteinander der verschiedensten Personen. Ich werde am Rande diese weit gefasste Inklusion streifen, dann aber auch immer wieder zur Inklusion von Menschen mit Behinderungen zurückkehren.

Ja, Menschen sind unterschiedlich. Einerseits bewundern wir sie, schauen auf zu ihnen – den Reichen, den Stars, den Adligen und Würdenträgern. Diese Menschen bilden oft exklusive Zirkel unter sich, wollen hervorgehoben sein, aus der Masse ragen. Menschen sind unterschiedlich. Andererseits rümpfen wir die Nase über Menschen, die „nicht normal“ sind: Menschen mit Behinderung, mit einer anderen Hautfarbe, Sprache, Religion, Kultur usw. Wir sehen ihr Verhalten als ‚abweichend‘ an. Wir haben Ängste und Vorurteile, stigmatisieren, etikettieren und grenzen aus.

Wie reagieren Gesellschaften auf Anders-Sein?

Es lassen sich mehrere Reaktionsmuster ausmachen:

1. Vernichtung – Totalexklusion
2. Ausschluss – Exklusion
3. Absonderung – Segregation
4. Fürsorge – Care/ Welfare

5. Eingliederung – Integration

6. Dazugehörigkeit – Inklusion

Vielleicht gibt es als utopisches Endziel die Vielfalt als eine Selbstverständlichkeit.

1. Vernichtung – Totalexklusion Tötung, Ausrottung, Ausmerze

- Aussetzen behinderter Neugeborener in der Antike
- „Lebensunwertes Leben“: Aktion T 4
- Pränatale Diagnostik: „Ausrottung“ von Krankheiten und Behinderungen, Abtreibungen
- Holocaust
- Genozid
- Todesstrafe

„... vielleicht ein
utopisches Endziel:
Vielfalt als eine Selbst-
verständlichkeit.“

In den meisten antiken Kulturen war es in Ordnung, behinderte Kinder gleich nach der Geburt zu töten. Die Tötung des behinderten Neugeborenen war ein Interesse des Gemeinwohls.

In Sparta wurde das Kind vom Ältestenrat untersucht und wenn es nicht gesund war, wurde es getötet. Griechische Philosophen forderten die Züchtung des normalen Menschen. Auch in Rom gab es die väterliche Verfügungsgewalt, beschränkt mit der Maßnahme, dass behinderte Kinder erst dann ausgesetzt wurden, wenn fünf Nachbarn ihre Zustimmung erteilten.

Prof. Dr. Hans Weigert
Hochschule Regens-
burg – Fakultät
Angewandte Sozial-
wissenschaften

Das war nicht nur in grauer Ferne. Wenige Jahrzehnte vor unserer Zeit hatten wir die Euthanasiamorde in der NS-Zeit. Die Aktion T4, benannt nach der Tiergartenstraße 4 in Berlin, ist eine nach dem Zweiten Weltkrieg gebräuchlich gewordene Bezeichnung für die systematische Ermordung von mehr als 70.000 Psychiatrie-Patienten und behinderten Menschen durch SS-Ärzte und -Pflegekräfte von 1940 bis 1941. Neben rassehygienischen Vorstellungen der Eugenik wurden kriegswirtschaftliche Erwägungen zur Begründung herangezogen. Gleichzeitig mit ersten kirchlichen Protesten wurden die Tötungen nach erfolgter „Leerung“ vieler Krankenabteilungen nicht mehr zentral, sondern ab 1942 dezentral, weniger offensichtlich durchgeführt. Allein in Regensburg fielen 638 Patienten der damaligen Heil- und Pflegeanstalt Kartaus dieser barbarischen Selektion zum Opfer. Mehr als 500 Personen wurden zwangssterilisiert. An die 1.000 Patienten starben in den letzten Kriegsjahren an der behördlich gewollten Überbelegung und Mangelernährung auf der Grundlage des so genannten bayerischen Hungerkost-Erlasses 1942, das hieß: Für nicht arbeitsfähige Patienten sollte eine völlig fettlose Kost wie in Wasser gekochtes Gemüse gereicht werden. Die Wirkung sollte ein langsamer, nach ca. drei Monaten eintretender Tod sein.

Auch die pränatale Diagnostik mit der Konsequenz des Schwangerschaftsabbruchs muss zur Totalexklusion gerechnet werden. Ein neuer

Unsere Gesellschaft ist abhängig von Normen und Werten und gerade, was die Trisomie 21 angeht, herrscht ein völlig falsches Bild.

Bluttest könnte jetzt die sonst üblichen Untersuchungsmethoden wie die Fruchtwasseruntersuchung mit all ihren Gefahren für das Ungeborene unnötig machen – sagen die einen. Einen Angriff

auf das Lebensrecht von Menschen mit Down-Syndrom (Trisomie 21) nennen es die anderen.

Experten gehen davon aus, dass Tests wie diese zur Routine werden. Was allerdings hat das für Folgen? In diesem Zusammenhang fallen harte Worte, eines davon ist „Ausrottung“. Es ist ganz gewiss eine Selektion und macht es Eltern schwerer, die bereits mit einem Down-Syndrom-Kind leben oder die es bewusst bekommen. Unsere Ge-

sellschaft ist abhängig von Normen und Werten und gerade, was die Trisomie 21 angeht, herrscht ein völlig falsches Bild.

Es gibt Behinderungen, mit denen ein Kind nach der Geburt nur wenige Stunden zu leben hat. Es gibt andere Behinderungen, mit denen ein Kind trotz der Behinderung ein glückliches Leben mit nahezu normaler Lebenserwartung führen kann. Dazwischen gibt es alle möglichen Abstufungen, je nach Behinderung.

Gerade Menschen mit Down-Syndrom leben ihr Leben oft genauso glücklich wie nicht behinderte Menschen. Dank des medizinischen Fortschritts ist die Lebenserwartung von Menschen mit Down-Syndrom inzwischen fast so hoch wie die gesunder Menschen – jeder Zehnte erreicht das 70. Lebensjahr.

Ich habe noch einige andere Beispiele für Totalexklusion: Holocaust, die Ausrottung einer Rasse. Oder der Genozid, die Ausrottung von Völkern. Die Religionskriege, die Hexenverfolgungen, die Todesstrafe ... Man will einfach keine Menschen um sich haben, die anders denken. Man will Menschen, die abweichen, nicht mehr sehen.

2. Ausschluss – Exklusion

- Bibel: Ausschluss Aussätziger aus der Gesellschaft
- Stigmatisierung, Etikettierung, Abstempelung
- Verbannung
- Exkommunikation
- Arbeitslosigkeit, Arbeitsexklusion
- Fernhalten von Bildung

Wir kommen zu einem Paradigma, das wir aus der Bibel kennen, zum Beispiel den Ausschluss Aussätziger aus der Gesellschaft. Wenn sich jemand ausgeschlossen fühlt, sagt er zum Beispiel, er fühle sich abgestempelt, wie ein Aussätziger. In der Antike war es die Verbannung; man durfte zwar weiterleben, wurde aber verbannt.

3. Absonderung – Segregation

- Segregation im Schulsystem
- „Sonderschule“
- Ghettoisierung

- Rassentrennung
- Parallelgesellschaften

Die nächste Stufe ist die Absonderung, die Segregation. Ich habe ja eine Ausbildung als Sonderschullehrer... Wir wurden immer recht angegriffen, wir würden Segregation betreiben. Ich sehe das differenzierter. Vor allem in den siebziger Jahren wurden Schüler bedenkenlos in eine Sonderschule gesteckt, abgeschoben. In Landshut waren es sieben Prozent. Da war man etwas übereifrig. Andere Bereiche der Segregation sind die Ghettoisierung, die Rassentrennung.

4. Fürsorge – Care/Welfare

- Spitäler
- Heilpädagogik
- Sonderpädagogik
- „Aktion Sorgenkind“
- Einrichtungen für Menschen mit Behinderungen

Es waren Ärzte und Seelsorger, die sich Ende des 18. Jahrhunderts und besonders im 19. Jahrhundert um Menschen mit Behinderungen annahmen. So entwickelte sich der Begriff „Heilpädagogik“. Man hoffte oft auch auf Heilung, so etwa der ehrgeizige Jean Itard, ein Arzt und Taubstumm-Lehrer aus Paris.

Heute verstehen wir „Heil“ mehr im Sinne von „shalom“: Wohlergehen, psychische Ausgeglichenheit, Friede, Integration... Die Vorsilbe „Heil-“ drückt Begnadung, Erfolg, Ganzheit, Gesundheit oder, in religiösem Sinn, Erlösung aus. Der Begriff leitet sich vom Griechischen „holos = ganz“ ab, wobei „ganz“ auch „Glück“ bedeutet. „Heil“ in Heilpädagogik ist also nicht heilen im medizinischen Sinn, die Wiederherstellung eines gesunden, beeinträchtigungsfreien Zustandes, sondern bedeutet eine ganzheitliche Betrachtung, Behandlung und Integration des Menschen.

Der wichtige Gegenstand der Heilpädagogik, die „Ganzheitlichkeit“, bedeutet: Nicht allein Behinderung oder erschwerte Bedingungen und deren



Wünschenswert für die Zukunft wäre, dass es Projekte wie „Regensburg inklusiv“ irgendwann gar nicht mehr braucht, weil ein ungezwungenes Miteinander und ein offener Umgang aller Menschen miteinander in dieser Stadt so selbstverständlich gelebt werden, dass es unnötig ist, noch über „Inklusion“ zu reden.

Marina Siebert, Diplom-Sozialpädagogin (FH)
Aktives Leben für Menschen mit Behinderung (ALB) e. V.

Behebung dürfen Gegenstand der Heilpädagogik sein. Aus dem heilpädagogischen Blickwinkel ist der ganze Mensch mit seinen Fähigkeiten, Problemen und Ressourcen sowie mit seinem sozialen Umfeld bei der Bearbeitung und Lösung von Problemstellungen zu betrachten und mit einzu-beziehen.

Der Begriff „Sonderpädagogik“ ist zum Pechvogel in der Geschichte der Pädagogik geworden. Sonderpädagogik wurde ursprünglich als Differenzierung und Spezialisierung allgemeiner Pädagogik verstanden – im Sinne von special education (in der Schweiz spricht man von spezieller Pädagogik). Ein erster Schwerpunkt war die Lernbehindertpädagogik („Sondervolksschule“, „Sonderschule“). Heute hat sich Sonderpädagogik auf alle Behinderungsarten ausgedehnt und schließt auch die Vorsorge und sozialpädagogische Momente mit ein.

Die Tragik des Begriffs liegt in der Doppeldeutigkeit von „Sonder-“:

- a, Es kann das Besondere, das Spezielle, das Engagierte, das Zusätzliche gemeint sein.
- b, Leider haben sich in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts mehr die negativen Aspekte durchgesetzt – die Absonderung, die „Sonderbehandlung“, das Sonderbare, das Absonderliche (die „Sünde“).

Ich habe hier noch „Aktion Sorgenkind“ als Stichwort vermerkt. Ich kann mich an die Auftaktveranstaltung erinnern, bei der ich als Jugendlicher zum ersten Mal so etwas wie Behinderung richtig registriert habe, weil es hier thematisiert wurde. Heute heißt diese Aktion „Aktion Mensch“. „Sorgenkind“ ... also ein Kind, das Sorgen hat und macht; da waren wir noch defekt-fasziniert. Heute ist die „Aktion Mensch“ im Grunde ein Inklusionsprogramm, das alle mit ins Boot nimmt.

5. Eingliederung – Integration

(seit 1981 Weltjahr der Behinderten)

- Schulische Integration
- Berufliche Integration
- Soziale Integration
- Eingliederungsmanagement
- Einbürgerung

„Inklusion ist ein Menschenrecht.“

- Gesellschaft in der Gesellschaft: dazugehören, aber gesondert behandelt werden

Kommen wir zum nächsten Paradigma, der Integration: die schulische, berufliche, soziale Integration, das Eingliederungsmanagement... Die Einbürgerung ist hier vielleicht eine Besonderheit

der Integration. Oft ist es eine Gesellschaft in der Gesellschaft, man gehört dazu, wird aber häufig gesondert behandelt.

6. Dazugehörigkeit – Inklusion

(seit 1994 Salamanca-Erklärung)

- Soziale Inklusion
- Inklusion im Sinne der UN-Behindertenrechtskonvention bedeutet, dass allen Menschen von Anfang an in allen gesellschaftlichen Bereichen eine selbstbestimmte und gleichberechtigte Teilhabe möglich ist.
- Ungehinderter, barrierefreier Zugang und umfassende Beteiligung von Menschen mit Behinderungen am bürgerlichen, politischen, wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Leben
- Inklusives Pädagogik
- Wesentliches Prinzip ist die Wertschätzung der Diversität (Vielfalt) in Bildung und Erziehung
- „Es ist normal, verschieden zu sein.“ „Vielfalt macht stark.“ „Jeder Mensch ist besonders.“
- Die Heterogenität (Verschiedenheit) wird als normale, reguläre Gegebenheit angesehen.
- Inklusion als Menschenrecht!

Kommen wir zur Inklusion: Seit dem Weltjahr der Behinderten 1981 gab es die Integration. Mit der Salamanca-Erklärung 1994 wird Inklusion als wichtigstes Ziel genannt. Die soziale Inklusion, im Sinne der UN-Konvention, bedeutet, dass allen Menschen von Anfang an in allen gesellschaftlichen Bereichen eine gleichberechtigte Teilhabe ermöglicht wird, ein Einbezogensein als vollwertiges Mitglied einer Gemeinschaft und ungehinderter, barrierefreier Zugang zum kulturellen und wirtschaftlichen Leben. Wesent-

INTEGRATION – INKLUSION UNTERSCHIEDE (NACH ANDREAS HINZ)

21



liches Prinzip ist die Wertschätzung der Vielfalt in Bildung und Erziehung. Es ist normal, verschieden zu sein. Jeder Mensch ist besonders. Einheit in der Vielfalt, ein altes kirchliches Prinzip. Die Verschiedenheit wird als normale Gegebenheit angesehen. Inklusion ist ein Menschenrecht.

Kernpunkte der Inklusion

1. Barrieren abschaffen

- in Städten, Gebäuden und bei Transportmitteln
- im Internet und in der Sprache
- durch behindertengerechte Räume, barrierefreie Internetseiten und die Etablierung von Gebärdensprache, Blindenschrift und leichter Sprache

2. Selbstbestimmtes Leben ermöglichen

- keine Eingriffe in persönliche Rechte und Menschenrechte
- keine Entmündigungen oder Ausgrenzung von der Gemeinschaft
- durch freie Wahl von Wohnort und -ort, Unterstützungsangebote und Assistenzen für ein selbstbestimmtes Leben

3. Gleiche Rechte für alle

- Recht auf Bildung und Erziehung
- in einer Schule für Kinder mit und ohne Behinderung
- Recht auf Arbeit
- Menschen mit Behinderung verdienen ihren Lebensunterhalt

Sie sehen hier anhand der Folien noch einmal eine Zusammenfassung.

Auf der ersten Folie finden sich die exkludierenden Momente.

- Die Totalexklusion:
Das Motiv einer Gesellschaft, wenn es vor allem um die Reinheit der Rasse oder Religion oder Kultur geht oder dass wir einen gesunden Volkskörper haben
- Ausschluss – Exklusion:
Dahinter stehen oft Zwang, Harmoniebestreben und Ängste in den Gesellschaften.
- Bei der Absonderung hier vor allem ein Moment wie Reputation: ich möchte zur Elite gehören, Konkurrenzdrang, keine Experimente, den Status quo aufrechterhalten

Folie siehe bitte
Seite 20, oben

Die nächste Folie bringt mehr die inkludierenden Momente.

- Da ist die Teilinklusion mit Fürsorge:
Hier sind vor allem die vom Christentum geprägten gesellschaftlichen Motive wie Mitleid, Engagement und Nächstenliebe zu nennen.
- Die Integration:
Es geht um Konsens und Integrationsfähigkeit, Wahrnehmung der Unterschiede und Wertegemeinschaft.
- Die Inklusion:
Motive sind das nonduale Erfassen, der systemische Blick, die Vielfalt als Selbstverständlichkeit.

Folie siehe bitte
Seite 20, unten

Paradigma Denkmodell, Leitkultur	Gesellschaftliches Motiv	Maßnahmen Folgen
Vernichtung – Totalexklusion Ausrottung, Tötung	Aberglaube Aggressivität „Reinheit“ ... der Rasse, der Religion, „gesunder Volkskörper“	<ul style="list-style-type: none"> • Tötung von Menschen mit Behinderung • Aktion T 4 • Genozid • Holocaust • Todesstrafe
Ausschluss – Exklusion	Intoleranz Zwang „Harmonie“ Xenophobie	<ul style="list-style-type: none"> • Ausschluss Aussätziger • Stigmatisierung • Verbannung • Exkommunikation • Arbeitslosigkeit • Fernhalten von Bildung
Absonderung – Segregation	Reputation Konkurrenzdrang Status quo Besitzstandwahrung	<ul style="list-style-type: none"> • Ghettoisierung • Rassentrennung • Parallelgesellschaften • Segregation im Schulsystem • „Sonderschule“

Paradigma Denkmodell	Gesellschaftliches Ziel Motiv	Maßnahmen Folgen
Fürsorge – Care/Welfare (Teilkonstruktion)	Mitleid, Barmherzigkeit, Mitgefühl, Nächstenliebe, Engagement	<ul style="list-style-type: none"> • Spitäler • Heilpädagogik • Sonderpädagogik • Einrichtungen für Menschen mit Behinderungen
Eingliederung – Integration (kumulierende Inklusion)	Konsens- und Integrationsfähigkeit Wahrnehmung der Unterschiede Wertegemeinschaft	<ul style="list-style-type: none"> • Schulische Integration • Berufliche Integration • Soziale Integration • Eingliederungsmanagement • Einbürgerung
Dazugehörigkeit – Inklusion	Nonduales Erfassen Systemischer Blick Wertschätzung der Diversität Vielfalt als Selbstverständlichkeit	<ul style="list-style-type: none"> • Soziale Inklusion • Inklusive Pädagogik

Noch ein Hinweis: Es ist nicht immer linear historisch zu sehen, dass Inklusion eine Errungenschaft unserer Zeit ist. Man kann in der Historie immer wieder solche Bestrebungen erkennen, etwa auch in den ersten Jahrzehnten des Urchristentums. Aber am Ende des ersten Jahrhunderts driftete es schon wieder auseinander.

Integration – Inklusion: Gemeinsamkeiten

Häufig werden in unserer Sprache Inklusion und Integration noch in einem Aufwasch genannt und so miteinander vertauscht.

- Beide Konzepte kritisieren Bildungssysteme, in denen Schüler mit Behinderungen vom Besuch allgemeiner Schulen ausgeschlossen würden.
- Bezogen auf die Schule bedeuten beide Begriffe die gemeinsame Unterrichtung von behinderten und nicht behinderten Kindern in derselben Schule.
- Kinder mit Behinderungen werden nicht mehr in separierenden Sonderschulen unterrichtet, sondern in der allgemeinen Schule mit anderen Kindern zusammen.
- Kritik wird auch an gegliederten Schulsystemen geübt, weil auch Schüler ohne Behinderungen ab der Sekundarstufe verschiedenen Schulen zugewiesen würden.
- Nur eine gemeinsame Schule für alle Kinder und Jugendlichen könne diesen Verhältnissen entgegenwirken.
- Sowohl Anhänger der Integration als auch der Inklusion treten für das Recht aller Schüler ein, unabhängig von ihren Fähigkeiten oder Beeinträchtigungen sowie ihrer ethischen, kulturellen oder sozialen Herkunft gemeinsam unterrichtet zu werden.

Integration – Inklusion: Unterschiede

(nach Andreas Hinz 2002)

Es gibt Unterschiede zwischen Integration und Inklusion. Ich habe hier einige wichtige Punkte herausgenommen (siehe bitte Tabelle Integration - Inklusion rechts).

Integration	Inklusion
Eingliederung von Kindern mit bestimmten Bedarfen in die allgemeine Schule	Leben und Lernen für alle Kinder in der allgemeinen Schule
Differenzierte Systeme je nach Schädigung	Umfassendes System für alle
Zwei-Gruppen-Theorie: behindert – nicht behindert mit – ohne sonderpädagogischen Förderbedarf	Theorie einer heterogenen Gruppe
Aufnahme von Kindern mit Behinderungen	Veränderung des Selbstverständnisses der Schule
Individuumszentrierter Ansatz	Systemischer Ansatz
Ressourcen für Kinder mit Etikettierung (Stigmatisierung)	Ressourcen für das System „Schule“
Spezielle Förderung für Kinder mit Behinderungen	Gemeinsames und individuelles Lernen für alle
Individuelle Curricula für einzelne	Individualisiertes Curriculum für alle
Förderpläne für Kinder mit Behinderungen	Gemeinsame Reflexion und Planung aller Beteiligten
Sonderpädagogen als Unterstützung für Kinder mit sonderpädagogischem Förderbedarf	Sonderpädagogen als Unterstützung für Klassenlehrer, Klassen und Schulen
Kombination von (unveränderter) Schul- und Sonderpädagogik	Synthese von (veränderter) Schul- und Sonderpädagogik
Ethische Freiwilligkeit	Menschenrechtliche Verpflichtung

Kritische Fragen an die Inklusion

- **Warum nicht zuerst einmal richtig Integration?**

Viele sagen Inklusion, meinen aber Integration, vielleicht auch deshalb, weil wir bisher bei der Integration noch nicht voll angekommen sind. Die deutschsprachige Übersetzung der UN-Behindertenrechtskonvention spricht von Integration statt Inklusion, von integrativ statt inklusiv. Die Behindertenverbände mussten sich mit einer „Schattenübersetzung“ dagegen wehren.

„Wer behindert ist, darf nicht auch noch behindert werden!“

- **Höhere Bildungskosten**

Der Bildungsökonom Klaus Klemm hat errechnet, dass die Inklusion von Kindern mit Behinderungen in regulären Schulen die Länder 660 Millionen Euro im Jahr kostet. Andererseits geht die Bertelsmann Stiftung in einer Studie davon aus, dass sich für Deutschland bis zum Jahr 2090 bei unzureichenden Bildungsreformen Folgekosten in Billionenhöhe ergeben!

- **Ist (Total-)Inklusion überhaupt realisierbar?**

Wahrscheinlich nicht. Ich glaube nicht an das Paradies auf Erden.

- **Ist bei Inklusion die Förderung für Menschen mit Behinderungen immer optimal? Gibt es genügend Förderung?**

Hier wird befürchtet, dass vor allem blinde und schwer sehbehinderte sowie gehörlose und schwerhörige Menschen in inklusiven Bildungseinrichtungen nicht die Förderung erfahren könnten, die sie bisher in den Spezial-einrichtungen erhalten haben.

- **Was geschieht mit leistungsstarken Schülern?**

Eine inklusive Schule fördert zweifelsohne die Schüler mit Beeinträchtigungen. Eltern befürchten, dass ihre leistungsstarken Kinder in einer inklusiven Schule nicht mehr so gefördert werden könnten wie in einem Gymnasium oder in einer Realschule.

- **Aufheben des dreigliedrigen Schulsystems?**

In Deutschland stößt die Inklusion auf Widerstand von Seiten derjenigen, die vermuten, dass damit auch die „Schulstrukturfrage“,

das heißt die Frage nach dem gegliederten Schulsystem neu gestellt und zugunsten der Gemeinschaftsschule beantwortet werden soll. Die Forderung nach einer Schule für alle wird zum Beispiel von Seiten der „Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft“ in Zusammenhang mit der Inklusionsproblematik offen gestellt. Das Deutsche Institut für Menschenrechte betont dagegen, dass die Umsetzung der UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderungen für die Verwirklichung eines inklusiven Bildungssystems nicht mit der Einführung eines eingliedrigen Schulsystems gleichgestellt werden sollte.

- **Exklusionsbereiche trotz gemeinsamer Schule?**

Nach Prof. Dr. Markus Dederich führt der Besuch einer gemeinsamen Schule zu einer stärkeren Betonung der Unterschiede der zu Inkludierenden und mithin zu einer Ausdifferenzierung eines Sonder- und Subsystems. So entstünden in der gemeinsamen Schule Exklusionsbereiche und es komme letztlich nur zu einer Simulation von Inklusion. Solche Systeme – so seine These – strapazierten die zu Inkludierenden mehr und führten zu einer größeren Exklusionsdrift und Stigmatisierung.

- **Skepsis der Lehrer, viel Arbeit**

Einer Studie in Nordrhein-Westfalen 2011 zufolge stehen rund 70 Prozent der Förderschul- und 80 Prozent der Regelschullehrer dem gemeinsamen Unterricht sehr skeptisch gegenüber.

Erwartete Vorteile der Inklusion

- Bessere Schulleistungen
- Aufheben des dreigliedrigen Schulsystems
- Nachhaltigkeit, Effizienz
- Bildungskosten
- Berufsbildung
- Hirnentwicklung, Intelligenz
- Prävention
- Selbstwertgefühl

» Ich wünsche mir, dass die Ideen, die bei der Auftaktveranstaltung aufgetaucht sind, angegangen und umgesetzt werden, der Diskussionsprozess öffentlichkeitswirksam weitergeführt und Regensburg nach und nach wirklich inklusiv wird. Was unser Thema „Sport“ angeht, heißt das, dass gemeinsamer Sport von Menschen mit und ohne Handicap zur Normalität und so schön wird, wie wir es mit unserer Gruppe beim LLC-Marathon Regensburg erleben.

Gaby von Rhein

Freiwilligenagentur im Landkreis Regensburg

Einige Hinweise:

Zahlreiche Studien belegen, dass Förderschüler in inklusiven Systemen einen deutlichen Leistungsvorsprung aufweisen, dass die Sozial- und Leistungsentwicklung verhaltensauffälliger Förderschüler nach drei Schuljahren im inklusiven Unterricht eine Stabilisierung erfährt; umgekehrt, dass die Intelligenzentwicklung und die Leistungsentwicklung umso ungünstiger verlaufen, je länger Schüler an Sonderschulen unterrichtet wurden. Im Gegensatz dazu verliefen diese Entwicklungen umso günstiger, je länger sie in der Regelschule verblieben. Nach Meinung von Prof. (em.) Dr. Hans Wocken liegt diese negative Entwicklung in Förderschulen daran, dass diese durch eine vierfache Reduktion geprägt ist. Damit meint er einerseits die curriculare Senkung der Ansprüche und die methodische (Kleinschrittigkeit) Reduktion, andererseits die soziale (bildungsfernes soziales Milieu) und zeitliche (häufige Störungen und Absentismus) Reduktion. Den größten Gewinn des Besuchs einer gemeinsamen Schule hätten demnach Kinder mit so genannten leichten Lernschwierigkeiten.





Die bessere Entwicklung kognitiver Fähigkeiten und sozialer Kompetenzen konnte auch durch die PISA-Studien für „Risikokinder“ für ausgelesene Hauptschulklassen festgestellt werden.

Weiterhin bedeutsam ist die Tatsache, dass leistungsstarke Schüler in integrativen Klassen im Vergleich zu Schülern in nichtintegrativen Klassen nicht in ihrer Leistungsentwicklung beeinträchtigt werden.

Gegen eine vorzeitige Separierung und Segregation von Lerngruppen spricht auch die Erkenntnis, dass sich der jeweilige Intelligenzquotient (IQ) im Verlauf der Entwicklung von Jugendlichen ändern kann.

Während Kinder bisher mit beträchtlichem Aufwand für ihre Schulbildung segregiert wurden, um eine vermeintlich möglichst optimale Förderung zu erzielen, wird anschließend ein ebenfalls hoher Aufwand betrieben, um sie wieder in die Gesellschaft und auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt einzugliedern, allerdings mit zweifelhaftem Erfolg.

Allgemein wird mehr und bessere Bildung präventiv im Bezug auf Gewaltentstehung angesehen. Ausgegrenzt zu werden beziehungsweise sich als ausgegrenzt zu erleben, sich ausgegrenzt zu fühlen, birgt großes Aggressions- und Gewaltpotenzial. Junge Erwachsene mit Sonderklassen-

**„Das Ziel heißt „Miteinander“:
eine Pädagogik der Vielfalt,
keine Stigmatisierung, soziales
Eingebundensein, ein erhöhtes
Selbstwertgefühl.“**

Vergangenheit haben in der Regel nur Zugang zu Berufen mit sehr tiefem Anspruchsniveau oder bleiben häufig arbeitslos. Für vergleichbare junge Erwachsene, die keine Sonderklasse besucht

haben, sieht die Berufsperspektive deutlich besser aus. Selbst drei Jahre nach der Schulzeit hat rund ein Viertel der ehemaligen Sonderklassenschülerinnen und -schüler keinen beruflichen Zugang gefunden. Für junge Erwachsene ohne Sonderklassenvergangenheit, aber mit vergleichbarer Schulschwäche ist diese Gefahr etwa vier Mal kleiner. Sie haben sogar gewisse Chancen auf einen Ausbildungszugang im mittleren oder höheren Segment. Dies ist für ehemalige Sonderklassenschülerinnen und -schüler kaum je der Fall. Während des Übergangs in die Berufsausbildung brechen sie häufig mehrere berufliche Einstiegsversuche ab.

Neueren Erkenntnissen zufolge ist nicht nur der Intellekt, sondern auch ein möglichst positives Selbstwertgefühl entscheidend für einen guten Lernerfolg. Beides kann sowohl durch positive, vertiefende Erfahrungen bei der Unterstützung anderer (Vorbildfunktion, Tutorsystem) wie durch gleichberechtigte Partizipation in einer gemischten Gruppe gehoben und gestärkt werden.

Ich bedanke mich für Ihre Aufmerksamkeit!

Holger Kiesel:

Herr Professor Weigert, Ihnen herzlichen Dank! Eine Frage möchte ich Ihnen gerne noch stellen: Ich hatte an einer Stelle das Gefühl, Sie sind uns einen Lösungsansatz schuldig. Dieser Prozess war kein kontinuierlicher Prozess. Was ist das Allerwichtigste, damit uns der nächste Rückschlag nicht so zurückwirft?

Prof. Dr. Hans Weigert:

Das ist schwierig zu beantworten. Ich würde sagen, ganz wichtig ist es, auch die bisherigen Ansätze fortzuführen. Integration sehe ich als Unterstützung an, so dass wir allmählich in die Inklusion kommen.



Holger Kiesel:

Vielen Dank, Herr Prof. Weigert!

Zurück zu unserem Programm und zu einem ziemlich großen, dicken Stück „Papier“, das den Titel „UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderung“ trägt: Viele glaubten tatsächlich, es handle sich um nichts mehr als ein Stück Papier, denn das, was da zu lesen stehe, sei in Deutschland längst Status quo. Doch der Weg, den wir noch gehen müssen, ist länger als geglaubt. Welche Vorgaben die UN-Behindertenrechtskonvention enthält, erläutert uns jetzt Frau Irmgard Badura, die ihr Amt als Behinder-tenbeauftragte der Bayerischen Staatsregierung kurz vor der Ratifizierung der Konvention antrat. Bitte!



„Die UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderung (UN-BRK) – Chancen und Herausforderungen“

Irmgard Badura



Sehr geehrter Herr Eibl,
sehr geehrter Herr Bürgermeister Wolbergs,
sehr geehrter Herr Präsident Prof. Baier,
sehr geehrte Damen und Herren!

„Können Sie das Wort Inklusion überhaupt noch hören?“, so lautete neulich die Eröffnungsfrage an mich als Gast einer Podiumsdiskussion. Meine erste Antwort darauf: „Ja klar, ich kann den Begriff noch hören, er ist wichtig. Aber noch wichtiger sind die Inhalte, die ich damit verbinde.“ Die Gefahr, dass der Begriff der Inklusion entleert wird, sehe ich durchaus. Dies zeigt sich gerade auch an der Inklusionsdebatte. Wenn man die Zeitungsartikel der letzten drei Jahre betrachtet, wird der Begriff der Inklusion gerne auf den Bildungsbereich eingegrenzt. Manchmal entsteht der Eindruck, Inklusion kann es nur in der Schule geben. Damit ich nicht missverstanden werde: Wenn es um Teilhabe geht, ist die Teilhabe am Bildungsgeschehen ein wirklich wichtiger Kernpunkt.

Die UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderung, die den Begriff Inklusion in unsere öffentliche Debatte eingeführt hat, umfasst jedoch alle Lebensbereiche. Mir geht es heute darum, den Behinderungsbegriff der Konvention sowie weitere Inhalte beispielhaft herauszugreifen, in der Hoffnung, dass meine Überlegungen für Ihr großartiges Projekt „Regensburg inklusiv“ hilfreich sind.

Wenn wir von Inklusion reden, müssen wir uns klar sein, dass wir unsere Vorstellung von dem,

was Behinderung ist, ändern müssen. Die gängige Definition von Behinderung geht davon aus, dass die Behinderung eine dauernde medizinische Abweichung vom Normzustand darstellt. Dieses biomedizinische Verständnis von Behinderung ist jedoch nur ein Teil der Wirklichkeit. Ein weiteres Kriterium sind die so genannten Umweltfaktoren: Dazu gehören beispielsweise die Barrierefreiheit der Kommune insgesamt, das örtliche Angebot an Dienstleistungen, letztendlich auch der gesamte soziale Kontext, in dem wir Menschen gemeinsam, ob mit oder ohne festgestellter Behinderung, leben. Die Wechselwirkungen aus biomedizinischen Faktoren und Umweltfaktoren bestimmen Art und Ausmaß der tatsächlichen Behinderung.

An meiner Person als Beispiel können Sie das zwar plakativ, aber leicht erkennen. Als Sie in

„Der Blick auf den einzelnen Menschen richtet sich nicht mehr auf das, was ihm fehlt, sondern auf das, was er kann.“

diesen Saal gekommen sind, konnte ich Sie nicht sehen und dadurch auch Einzelne nicht durch Zuwinken oder Nicken persönlich begrüßen. Diese Barriere können Sie ganz leicht abbauen, in dem Sie auf mich zugehen und bei der Begrüßung sagen, wer Sie sind. Hier greift unmittelbar das Prinzip der Inklusion:

Die Strukturen, hier Ihr Verhalten, müssen sich den Menschen anpassen, nicht umgekehrt wie

Irmgard Badura,
Beauftragte der
Bayerischen Staats-
regierung für die Be-
lange von Menschen
mit Behinderung



bei Integration. Der Blick auf den einzelnen Menschen richtet sich dann nicht mehr auf das, was ihm fehlt, sondern auf das, was er kann. Dies dient sowohl den persönlichen Interessen als auch dem Gemeinwesen insgesamt. Zufriedene, in ihren Fähigkeiten ernst- und wahrgenommene Menschen sind immer eine Bereicherung für alle anderen. Die Umweltfaktoren sind beeinflussbar, die biomedizinischen Faktoren nur selten.

Die Umsetzung dieses Grundgedankens bedarf einer entsprechenden Haltung, die von gegenseitigem Respekt und der Bereitschaft geprägt ist, die Perspektive des Gegenübers wirklich zu verstehen.

Diese Haltung ist dadurch gekennzeichnet, dass wir Menschen mit Behinderung konsequent als gleichwertige Partner auf Augenhöhe wahr- und ernstnehmen. Dies gilt ausdrücklich auch für Menschen mit Lernschwierigkeiten (bisher auch als Menschen mit so genannter geistiger Behinderung bezeichnet).

Dieses Wahr- und Ernstgenommenwerden umfasst zwei Schritte: Zunächst muss die Bereitschaft bestehen, die Perspektive des Gegenübers wahrzunehmen und zu verstehen. Der zweite Schritt ist, dass diese Perspektive fester Bestandteil des praktischen Handelns wird.

Den Begriff der Integration dürfen wir nicht mit Inklusion gleichsetzen. Integration heißt, dass sich der Mensch an vorhandene Strukturen anpassen muss. Dies finde ich zum Beispiel beim Lernen der Sprache, in unserem Fall Deutsch, wenn jemand hier arbeiten, wohnen und leben möchte, durchaus richtig. Wenn es aber um ein selbstbestimmtes, erwachsenengerechtes Leben von Menschen mit Behinderung geht, dann liegt ein Fehler im System. Lassen Sie es mich deutlich machen: wenn bereits nach dem verordneten, gemeinsamen Abendessen in einer Wohngruppe die Ins-Bett-Gehen-Vorbereitungen stattfinden müssen, weil bis 21 Uhr alle acht, zehn oder zwölf Bewohner versorgt sein müssen, weil dann die Nachtwache kommt und diese – aus Kostengründen – keine Fachkraft-Qualifikation hat oder haben muss.

Zu oft wird nach wie vor die Arbeit in Einrichtungen der Behindertenhilfe, aber auch in der Ausbildung von Fachkräften so verstanden, dass sich eben auch der Mensch mit Behinderung an unsere Wohnheim-, Werkstatt- oder sonstigen Strukturen anpassen muss und keine oder nur wenig Wahlmöglichkeiten hat. Dies finde ich auch in Altenhilfe-Einrichtungen schlimm. Überall dort, wo wir Menschen mit gleichen oder ähnlichen Hilfebedarfen in größeren Gruppen zusammenfassen, wird die Versorgung, das Zusammenleben zu organisiert, standardisiert und damit menschenunfreundlich.

Inklusion dagegen heißt, dass alle Menschen in ihrer Unterschiedlichkeit von Anfang an Teil unserer Gesellschaft sind und bleiben sollen. Die Strukturen müssen sich mittels Abbau von Barrieren an den Bedarfen der Menschen orientieren. Das ist die Herausforderung.

Der Auftrag der UN-Konvention geht also über die reine Verpflichtung zur Veränderung von Vorschriften weit hinaus. Das war den Autoren auch bewusst; deshalb haben sie einen eigenen Artikel, den Artikel 8, dem Thema Bewusstseinsbildung gewidmet.

Ich zitiere: „Die Vertragsstaaten sind verpflichtet, sofortige, wirksame und geeignete Maßnahmen zu ergreifen, um in der gesamten Gesellschaft das Bewusstsein für Menschen mit Behinderung zu schärfen und die Achtung ihrer Rechte und ihrer Würde zu fördern“, so der Wortlaut des ersten Absatzes. Der Auftrag geht nicht nur an die öffentliche Verwaltung, er betrifft uns alle. Wenn wir uns also alle gemeinsam auf den Weg machen, hin zu einem inklusiven Gemeinwesen, so gilt es, alle Lebensphasen und Lebenslagen der Menschen zu betrachten.

Einige wichtige Schritte habe ich schon genannt: die Akzeptanz des Gegenübers als vollwertigen Partner, die Bereitschaft zum Perspektivwechsel und die Berücksichtigung und Akzeptanz der Vielfalt im politischen und praktischen Handeln. Doch wie kann ein solcher Perspektivwechsel gelingen? Hier hilft wieder der besondere Blickwinkel der UN-Konvention. Eine wichtige Formulierung lautet: „Die Vertragsstaaten gewährleisten den diskriminierungsfreien Zugang.“

In Artikel 24 ist es der Zugang zur Bildung von der frühkindlichen über die schulische bis hin zur Berufsbildung, einschließlich der Hochschulen, auch der Volkshochschulen – Stichwort „lebenslanges, freiwilliges Lernen“. In Artikel 25 ist das der Zugang zur Gesundheitsversorgung. In Artikel 26 ist es der Zugang zu Leistungen der Rehabilitation. In Artikel 27 ist es der Zugang zum Arbeitsmarkt. Und in Artikel 29 ist es der Zugang zur politischen Teilhabe. Ein Wort kommt immer wieder vor: Zugang, Zugänglichkeit. Ich möchte eigentlich ergänzen „Zugänglichkeit und Nutzbarkeit“.

Damit Menschen mit Behinderung einen solchen diskriminierungsfreien Zugang haben, müssen diese Angebote und Dienstleistungen ein Kriterium erfüllen, nämlich das der Barrierefreiheit.

Das ist dieser spezielle Blickwinkel der UN-Konvention: weg von vermeintlich Unzulänglichem des Einzelnen hin zu den Unzulänglichkeiten, die wir als Gesellschaft zu verantworten haben. Hier gilt es, uns Gedanken zu machen und unser „Miteinander“ barrierefrei zu gestalten.

Wie wichtig die Barrierefreiheit ist, erkennt man daran, dass sie in der Konvention gleich nach der Bewusstseinsbildung in Artikel 9 geregelt ist. Da-

„Damit Menschen mit Behinderung einen diskriminierungsfreien Zugang haben, müssen Angebote und Dienstleistungen ein Kriterium erfüllen, das der Barrierefreiheit.“

raus ergibt sich auch eine Anregung an Sie alle. Am Anfang, hier in Regensburg, wird sicherlich eine Bestandsaufnahme stehen. Wirksam wird Ihre Bestandsaufnahme dann werden, wenn Sie Barrieren klar benennen, darüber aber die Dinge nicht vergessen, die in Ihrer Stadt schon barrierefrei, also zugänglich und nutzbar für alle sind.

Vor einem Fehlschluss möchte ich warnen: Es gibt nicht die eine vollständige barrierefreie Lösung, weil es auch nicht den Menschen mit Behinderung schlechthin gibt. Man muss da ganz genau hinschauen.

Ganz anschaulich lässt sich das im Baubereich verdeutlichen. Barrierefreiheit für einen Menschen im Rollstuhl ist natürlich etwas ganz anderes als Barrierefreiheit für einen sinnesbehinderten Menschen.

Barrierefreie Bildung bedeutet, dass wir uns nicht mehr daran orientieren, was die Schülerinnen und Schüler alles nicht können, sondern dass sie ihre Fähigkeiten und Fertigkeiten einsetzen können, damit ihre Bildungsteilhabe gelingt. Dazu brauchen wir nicht nur barrierefreie Schulgebäude; wir brauchen Lehrerinnen und Lehrer, die offen sind für den Gewinn bringenden Nutzen des gemeinsamen Unterrichts. Wir brauchen Unterstützungssysteme, die Lehrerinnen und Lehrer



sowie Schülerinnen und Schüler in die Lage versetzen, mit Freude zu lehren und zu lernen.

Barrierefreie Gesundheitsversorgung heißt, dass Arztpraxen und Kliniken auf Menschen mit Behinderung eingestellt sind. Auch hier meine ich nicht nur die Barrierefreiheit im baulichen Sinne, nein, es geht auch um den Umgang der Menschen in den Therapieberufen mit den Patienten mit Behinderung. Konkret heißt das beispielsweise, dass ein niedergelassener Arzt auf die besonderen Bedarfe von Menschen mit Lernschwierigkeiten eingehen kann.

Barrierefreie politische Teilhabe heißt, dass Stadtratssitzungen, politische Informationsveranstaltungen und Veranstaltungen der Parteien grundsätzlich in barrierefreien Räumen stattfinden. Darüber hinaus sehe ich die politischen Akteure vor Ort in der Pflicht, ihr Informationsmaterial auch für Menschen mit Lernschwierigkeiten zur Verfügung zu stellen, das heißt in leichter Sprache.

Diese Beispiele, was Barrierefreiheit sowohl grundsätzlich als auch konkret heißt, lassen sich an Hand der UN-Konvention und unseres Alltags beliebig erweitern. Eines ist klar: Barrierefreiheit kann in der Umsetzung eine komplexe Angelegenheit sein, weil sie so vielschichtig ist. Dies erfordert, dass sie in der Ausbildung in allen planerischen, auch handwerklichen Berufen endlich ein Thema wird.

Zum anderen braucht es vor Ort die Beteiligung der behinderten Menschen selbst, als Experten ihres Lebens selbst. Inklusion gelingt nur im gemeinsamen Gespräch und im gemeinsamen Handeln.

Die Rolle der Kommune bei der Umsetzung von Inklusion ist aus meiner Sicht eine zweifache: Im eigenen Wirkungskreis hat sie die Pflicht, Angebote, Beratung der Bürger und ihre Gebäude barrierefrei zu gestalten. Und diese Verpflichtung ist nicht neu, Bauordnung und Behindertengleichstellungsgesetz gelten seit einigen Jahren. Die zweite Rolle ergibt sich nicht unmittelbar aus

dem eigenen Wirkungskreis, sondern eher aus der politischen Verantwortung der Kommunen für ihre Bürger: für den überregionalen öffentlichen Verkehr, die Deutsche Bahn, Beratung zum Schwerbehindertenrecht, im Kultur- und Tourismusbereich. Überall sind sie irgendwie mit dabei, oft aber als Moderator oder Vermittler, damit die Bürger zu ihren Rechten und diesen Angeboten kommen.

Deshalb wünsche ich mir viele Kommunen, die diese Verantwortung übernehmen – so wie es hier mit „Regensburg inklusiv“ auf dem Weg ist. Mit Ihrem Projekt sind Sie in Bayern auf jeden Fall ganz vorne mit dabei. Man kann ruhigen

Gewissens sagen, Sie teilen sich die „Spitze“ mit ein paar wenigen: Die Landeshauptstadt München, die Städte Würzburg und Rosenheim erarbeiten meines Wissens derzeit einen kommunalen

„Es braucht vor Ort die Beteiligung der behinderten Menschen selbst: Inklusion gelingt nur im gemeinsamen Gespräch und Handeln.“

Aktionsplan.

Einige Kommunen haben kommunale Teilhabepläne beschlossen, so zum Beispiel die Gemeinde Mitterteich im Landkreis Tirschenreuth in der nördlichen Oberpfalz. Es gilt nun, „Regensburg inklusiv“ voranzutreiben.

Ich möchte Ihnen dafür zum Schluss drei Leitgedanken, besser gesagt Forderungen mitgeben, die ich verfolgen würde und die erst einmal gedacht werden müssen:

- Menschen mit Behinderung werden als gesellschaftlich relevante Leistungsträger anerkannt (beispielsweise als Kunden, Arbeitnehmer).
- Menschen mit Behinderung werden als befähigte und selbstbestimmte Mitglieder unseres Gemeinwesens anerkannt (beispielsweise als Wähler).
- Menschen mit Behinderung werden als aktive Bürger anerkannt mit allen Rechten und Pflichten (beispielsweise als Mitglieder in Vereinen, sportlich oder kulturell oder aktiv in der Politik).

Mit diesen Gedanken vor Augen bin ich sicher, dass Regensburg beim Thema „Teilhabe“ in Bayern an der Spitze bleibt und „Regensburg inklusiv“ zu einer richtigen Erfolgsstory wird!

Meinen herzlichen Dank für Ihr herausragendes Engagement und von Herzen „gutes Gelingen“!

Holger Kiesel:

Frau Badura, ich habe noch eine Frage. Sie schilderten die UN-Konvention als gesamtgesellschaftliche Aufgabe. Es klang so, als wären Sie Vertreterin einer neutralen Instanz, Sie sind aber Teil der bayerischen Staatsregierung. Daher möchten wir von Ihnen kurz wissen, was Sie einer Kommune wie Regensburg auf dem Weg zur Inklusion mitgeben.

Irmgard Badura:

Ich berate die bayerische Staatsregierung als Sprecherin der Menschen mit Behinderung. Was gebe ich der Kommune mit an die Hand? Die interfraktionelle Zusammenarbeit lohnt sich wirklich. Trotzdem bleibt es dabei oft bei kleinen Gruppen. Ich wünsche mir fraktionsübergreifend Behinderten- und Seniorenpolitik, für Kinder und Eltern, dass die soziale Stadt einfach Thema ist, dass Menschen mit Behinderung den guten Geist als Rückenwind haben. Alle Menschen schieben Lebensschicksale, Krankheit und das Älterwerden von sich weg; es ist kein Lieblingsthema, aber ein wichtiges. Ich wünsche der Kommune Mut, dass Sie das beherzt mit einem Stück Humor und einem guten Miteinander auf Augenhöhe angeht.



Inklusion muss der Grundgedanke allen Handelns im öffentlichen Raum der Zukunft sein.

Bei allen inklusiven Projekten müssen die betroffenen Menschen nach dem Motto ‚nichts über uns, nichts ohne uns‘ an den Entscheidungen beteiligt werden. Grundvoraussetzung für unabhängige und selbstbestimmte Lebensführung für alle Menschen ist die Schaffung einer barrierefreien Umwelt.

Karl Brunnbauer
Verein Zweites Leben e. V.

Holger Kiesel:

Jetzt kommen zwei auf die Bühne kommen, die uns hoffentlich weiterhelfen können, wie wir zur Inklusion kommen: Frau Prof. Cyprian, der Titel Ihres Vortrags lautet: „Wohin soll inkludiert werden und wer muss eigentlich aktiv werden? Antworten aus dem Sozialraumansatz“. Ich denke, dieser beschreibt uns das Wesen der Inklusion. Es geht darum, Räume so zu gestalten, dass jeder seinen Platz darin findet. Ich bitte auch Thomas Kammerl, den Projektkoordinator von „Regensburg inklusiv“, nach vorne. Er wird sicher für Ihre Fragen und Belange ein offenes Ohr oder zwei haben.



„Regensburg soll in drei Jahren ein anderes Regensburg sein!“

Thomas Kammerl



Sehr geehrte Damen und Herren,
liebe Kolleginnen und Kollegen!

Mein Name ist Thomas Kammerl, ich bin seit zehn Jahren Mitarbeiter der Katholischen Jugendfürsorge Regensburg und hier im Bereich „Teilhabe behinderter Menschen am Arbeitsleben“ tätig. Insgesamt arbeite ich seit rund 14 Jahren in der beruflichen Rehabilitation.

Als mich Herr Abbenhues, der Initiator des Projektes, im Frühjahr dieses Jahres fragte, ob ich ihn bei „Regensburg inklusiv“ unterstützen und später auch die Koordination des Projektes übernehmen würde, habe ich gerne spontan zugesagt. Der Grund hierfür liegt bereits im Titel des Projektes begründet: Regensburg inklusiv.

Regensburg – das ist meine Heimat, hier lebe und arbeite ich. Hier sind meine beiden Töchter geboren, hier gehen sie in den Kindergarten und in die Schule. Und nur sehr selten hat man die Chance, seine Heimat aktiv mitzugestalten.

Inklusiv – Inklusion steht für eine Idee, eine Weltanschauung, von der ich zutiefst überzeugt bin: die Teilhabe aller Menschen in allen Lebensbereichen. Ich weiß nicht, wie es Ihnen geht, aber ich brauche immer eine eigene, ansprechende Definition für etwas, das mich antreibt. Und hier bin ich beim Lesen eines kleinen Textes zum Thema „Achtsamkeit“ auf eine Passage gestoßen, die mich angesprochen hat. Darin heißt es, Achtsamkeit sei ein Weg, die vielfältigen Möglichkeiten des Menschseins zu verwirklichen. Das ist es,

was Inklusion für mich bedeutet: die vielfältigen Möglichkeiten des Menschseins zu verwirklichen. Wir alle, die wir uns heute hier versammelt haben, sind Möglichkeiten des Menschseins. Diese Möglichkeiten des Menschseins in Regensburg zu verwirklichen, daran arbeite ich gerne mit!

Nun zum Projekt selbst:

Anlass für das Projekt „Regensburg inklusiv“ war die Konvention der Vereinten Nationen über die Rechte von Menschen mit Behinderung, die UN-Behindertenrechtskonvention. Das Projekt wurde von der Stadt Regensburg, der Hochschule Regensburg und der Katholischen Jugendfürsorge Regensburg auf den Weg gebracht. Wertvolle und überaus kollegiale Unterstützung erhielten wir dabei von der Lebenshilfe Regensburg, der Diakonie und dem Caritasverband Regensburg.

Das Projekt begann mit einer Vorbereitungs- und Planungsphase im Oktober 2011. Höhepunkt hierbei ist die heutige Auftaktveranstaltung im Pater-Rupert-Mayer-Zentrum. Im nächsten Jahr beginnt dann das eigentliche Projekt: Regensburg soll inklusiver werden. Regensburg ist nicht nur UNESCO-Welterbe und Top-Wirtschaftsstandort: Uns geht es vielmehr darum, dass ALLE Menschen in Regensburg gleichberechtigt an ALLEN Lebensbereichen teilhaben können. Herr Bürgermeister Wolbergs meinte hierzu vor kurzem, „inklusiv“ solle in Regensburg als Prädikat, als Qualitätsmerkmal angestrebt werden.

Mögliche Maßnahmen auf dem Weg dahin wären die Schaffung von Netzwerken, die Erkundung

Thomas Kammerl,
Projektkoordinator
von „Regensburg
inklusiv“

der Inklusionsmöglichkeiten für Menschen mit Behinderung und die Erarbeitung eines „Ideen-speichers“, eines Aktionsplans. Allerdings wollen wir ausdrücklich nicht, dass es bei bloßen Lippenbekenntnissen bleibt. Wichtig ist uns vor allem auch die Planung und Durchführung von konkreten Projekten. Daran wollen wir uns messen lassen. Wie Herr Abbenhues vor einiger Zeit dazu meinte: Regensburg soll nach diesen drei Jahren ein anderes Regensburg sein!

Kurz zum Arbeitsprozess von „Regensburg inklusiv“: Zunächst planen wir die Gründung so genannter Inklusionszirkel, analog zu den heutigen Workshops: Wohnen, Kunst/Kultur, Arbeit, Bildung, Gesundheit/Sport und Freizeit. Mir als Projektkoordinator obliegt die Vernetzung und

Koordination. Wir wollen heute in den Workshops Mitglieder für diese Inklusionszirkel gewinnen. Dann gilt es, die Arbeitsergebnisse in den Inklusionszirkeln zu bündeln und zu koordinieren. Besonders wichtig ist es, engagierte Kooperationspartner zu finden. Die Planung und Durchführung von Projekten, die Öffentlichkeitsarbeit und schließlich die Auswertung und Vorstellung der Ergebnisse sind weitere Punkte in diesem Prozess.

Eine bewährte und erprobte Möglichkeit der Herangehensweise bei unserem Projekt ist die „Sozialraumanalyse“. Deshalb freue ich mich, heute mit Frau Prof. Cyprian eine ausgewiesene Expertin auf diesem Gebiet gewonnen haben. Frau Prof. Cyprian, bitte schön!



„Wohin soll inkludiert werden und wer muss eigentlich aktiv werden? Antworten aus dem Sozialraumansatz“ Prof. Dr. Gudrun Cyprian



Vielen Dank, dass ich hier sprechen darf! „Expertin“ – es ist wunderbar, dieses Etikett zu bekommen. Da werde ich Sie jetzt nur enttäuschen, weil ich nichts Expertenhaftes sage. Ich werde aufblitzen lassen, was möglich ist, aber ich kann hier kein Methodenseminar geben.

Ich bin hier wegen der Sozialraumgeschichte. Was mich aber auch motivierte, ist meine Erfahrung mit dem Projekt der Bamberger Lebenshilfe Werkstätten „Bamberg bewegt“.

Wie manche das Glück haben, so etwas wie hier in Ihrer Stadt voranbringen zu können, hatte ich das Glück, einen hoch motivierten Absolventen zu haben, der nebenbei arbeitete und stets alles gleich umsetzen wollte. Er sagte

immer, „ich habe probiert, was Sie letzte Woche gesagt haben – das geht!“. Dieser Mann arbeitete in der Werkstatt der Lebenshilfe und war schnell unzufrieden. Er fing an, die Leute aus den Werkstätten zu holen, sie durch Patenschaften auf den ersten Arbeitsmarkt zu bringen, nicht über sozialversicherungspflichtige Arbeitsverträge. Wir stecken da jedes Mal viel Arbeit hinein, einen Arbeitsplatz zu konstruieren. Nicht jemand muss sich einem Arbeitsplatz anpassen, sondern wir konstruieren einen Arbeitsplatz.

Sie können sich vorstellen, was da los ist. Das ist mein Hintergrund, ab und an wird das in meinem Referat durchschimmern. Ich bin einfach frecher und sage, so muss es sein und so ist es. Der Ausgangspunkt heißt: Inklusion zielt auf umfassende Teilhabe – da reicht uns nicht

Teilhabe in Kultur und Schule, da gehören alle Lebensbereiche dazu. Der zweite „harte“ Satz (ich liebe solche Sätze): Selektive Maßnahmen, also solche, die sich auf eine Personengruppe konzentrieren, die sich durch ein diagnostisches Defizit unterscheiden, sind nicht gerechtfertigt. Teilhabe ist ein Gesetz und kein Zugeständnis. Menschen mit Handicaps agieren als autonome Subjekte in eigener Sache. Das ist vor allem an die Sondereinrichtungen im Behindertenbereich gerichtet. Nicht die Systemlogik dominiert, sondern die Subjektlogik, wie Sie am Beispiel des frühen Abendessens und Zubettgehens beschrieben haben, Frau Badura.

**„Teilhabe ist ein Gesetz
und kein Zugeständnis.“**

Inkludiert werden muss auf vielen Ebenen, in alle Funktionssysteme, überall, wo Leistungen für die einzelnen erbracht werden, dort müssen Menschen mit Handicap sein – in Arbeit, Politik und so weiter. Menschen mit Handicap müssen in die entsprechenden Organisationen inkludiert werden – in Betriebe, Schulen, Arztpraxen.

Die nächste Ebene: Inkludiert werden muss in Netzwerke. Das ist das, was wir als soziale Teilhabe verstehen – in Freundeskreise, Vereine und so weiter.

Und viertens: Es muss in einzelne konkrete Situationen inkludiert werden, was der Einzelne tun kann, um das Handicap nicht spüren zu lassen.

Die Sozialraumorientierung geht davon aus, dass man immer auf mehreren Ebenen gleichzeitig oder nacheinander, parallel arbeiten muss. Man

**Prof. Dr.
Gudrun Cyprian**
Universität Bamberg

muss anders mit Menschen mit Handicap in der Einzelsituation umgehen. Das ist vor allem für die Profis der Einrichtungen wichtig! Man muss auf der Ebene von Organisationen arbeiten, in Regel- und Sondereinrichtungen. Man muss auf der Ebene der Netzwerke und Sozialstrukturen arbeiten.

„Die neue Sicht auf den Klienten scheint mir etwas ganz Entscheidendes zu sein.
... Wir sind auf diesen Defizit-Blick gedrillt.“

Ich gehe einmal die Ebenen durch.

Die Ebene des Individuums:

Die Perspektive heißt, dass sich Menschen mit einem Handicap ihrer eigenen Stärken und Talente bewusst werden. Dann schaut man, wo es im Sozialraum ein Angebote gibt, die zu diesen Fähigkeiten und Interessen passen. Man kann fragen, wer den Menschen mit Handicap dabei unterstützt, das zu realisieren. Die neue Sicht auf den Klienten scheint mir etwas ganz Entscheidendes zu sein.

Gelegenheiten schaffen für Interaktionen mit anderen, die Voraussetzungen dafür lassen sich einfach benennen. Das Erste ist ein Stärkenblick auf Menschen. Behinderungen kommen in der

Regel als medizinisch diagnostisches Merkmal, als Defizit in den Blick. Es ist so schwer, das zu vergessen und darauf zu schauen, was kann er? Wofür brennt er oder sie? Was würde sie so gern tun? Dieser Wechsel ... Wir sind auf den Defizit-Blick gedrillt. Es ist ungeheuer schwer, da auf den Wechsel zu kommen. Das Zweite: Der Wille des Betroffenen muss der Ausgangspunkt aller Maßnahmen sein.

Wir verbringen sehr viel Zeit damit, herauszufinden, was ein behinderter Mensch gern machen will. Man muss genau hinsehen und sich viel Mühe geben. Ich finde es sehr wichtig, dass man auch schaut, wie die soziale Umgebung des Klienten ist. Wer könnte da ein möglicher Unterstützer sein, damit wir nicht künstlich Unterstützung und Begleiter schaffen müssen? Wen kann er aus seiner eigenen Umgebung mitnehmen? Der Ausgangspunkt ist der Einzelne mit dem, was er an Startkapital hat, an Bildung usw.

Was wir dann, die Profis, machen müssen – und meine Rede geht wirklich an die Profis, die hier sitzen – und was unser Job ist, ist, die Gelegenheiten im sozialen Raum, zum Beispiel im Stadtteil zu suchen und zu finden, einen Gelegenheits-Blick zu haben. Was kann ich für meine Bewohner organisieren, was ergibt sich?

1. Handlungsebene Individuum



Die neue Sicht auf den Klienten

Teilhabe organisieren an „normalen“ Lebensbereichen
Gelegenheiten schaffen und nutzen für kontinuierliche
„normale“ Interaktionen

Voraussetzungen:

- Ein Stärken-Blick auf den Klienten
- Wille der Betroffenen als Ausgangspunkt
- die sozialen Ressourcen des Klienten konsequent einbeziehen
- Recht auf Selbstbestimmung und Autonomie in allen Lebensbereichen ernst nehmen



Man muss auch gute Beziehungen nutzen, um genau diese Gelegenheiten zu finden, damit man Menschen integrieren kann. Man hat vielleicht eine Liste von Vereinen. Wir machen einen konsequenten Ressourcencheck, das ist sehr nützlich. Wir suchen Termine und Orte, in denen sich der Mensch wohl fühlt. Manchmal treffen wir uns dann bei McDonald's, manchmal in einem Park. Wir nennen es Heimspiel. Sie machen solche Gespräche nicht in unseren Büros, sondern dort, wo der Mensch sich wohl fühlt. Dann haben wir Techniken, in einem zweistündigen Gespräch alles abzufragen und den Menschen sagen zu lassen, was er an Stärken hat. Dann erzählt zum Beispiel der Onkel, dass der junge Mann, um den es geht, unheimlich begeistert war, als er sein Gartenhäuschen neu gebaut hat. So weiß man, er arbeitet vielleicht gerne draußen. Das könnte ein möglicher Arbeitsplatz sein... In dieser Richtung sollten wir suchen.

Wir fertigen Ecomaps an, mit deren Hilfe wir festhalten, wen unsere Schlüsselperson kennt. Wen kennt sie aus der Nachbarschaft, aus der Schule, aus dem Bekanntenkreis, aus der Familie? Wir sagen uns, das sind die Menschen, die unterstützen können. Ich höre oft, dass gefragt wird, was soll ich denn noch machen? Soll ich überall mit hingehen? Das ist nicht Ihr Job, überall mit hinzugehen, sondern jemanden zu organisieren, am besten aus dem Umfeld des Betroffenen, der das dann macht. Die Profis müssen sich auch ein

Stückchen aus der direkten Arbeit herausziehen und ein bisschen mehr organisieren.

Die Ebene der Organisationen:

Regelsysteme wurden schon genannt. Inklusion ist nur möglich, wenn sich Einrichtungen ihrer Inklusionsbarrieren bewusst sind. Einfach mal schauen, sich konsequent fragen, wen schließe ich mit unserem Handeln eigentlich aus? Wichtig ist, dass Organisationen über die Inklusion sehen, dass es eine Chance für uns insgesamt ist. Es verlangt uns nicht nur viel ab, sondern wir lernen auch sehr viel dadurch. Das muss man für jede Einrichtung einzeln beantworten.

„Nicht die Tatsache, dass alle behindert sind, sollte verbinden, sondern die Tatsache, dass zum Beispiel alle gern malen.“

Ich komme zu den Sondereinrichtungen. Hier wird sich die größte Veränderung vollziehen. Entscheidend sind nicht mehr die Sondermaßnahmen, so gut sie auch laufen, sondern es muss darum gehen, möglichst viele normale Einrichtungen zu haben. Natürlich gibt es auch ein Angebot in der Lebenshilfe für Malen oder künstlerisches Gestalten. Unsere Leute nutzen dieses Angebot nicht. Wir versuchen, die einzelnen in die Volkshochschule zu bekommen. Nicht die Tatsache, dass alle behindert sind, sollte verbinden, sondern die Tatsache, dass alle gern malen. Bei-

2. Handlungsebene: Organisationen

Folgerungen für Sondereinrichtungen

- Statt Sondermaßnahmen (für Wohnen, Arbeit, Bildung, Freizeit) Einbezug in möglichst viele „normale“ Umwelten und Regeleinrichtungen
- Wille der Betroffenen als Ausgangspunkt und kein professionell definierter Förderbedarf („Subjektlogik“ statt „Systemlogik“)



spielsweise stiften wir Holz, damit eine Jugendgruppe in einem Dorf im Wald einen Treffpunkt zimmern kann. Im Gegenzug kann einer unserer Jugendlichen, der in dieser Gemeinde wohnt, nun in dieser Gruppe mitmachen. Wir geben also auch Geld aus, um Inklusion in normalen Zusammenhängen möglich zu machen. Sie können es auch Bestechung nennen.

Ein Beispiel aus Göttingen, eine junge Verwandte aus meiner Familie hat das gemacht. Das Städtische Theater brachte dort eine Sophokles-Tragödie auf die Bühne. Dabei trat ein Chor auf, der das Geschehen kommentierte und erklärte. Dieser Chor setzte sich in dieser Spielzeit zu gleichen Teilen aus Schauspielern zusammen und aus nicht hörenden Jugendlichen, die den Text in Gebärdensprache inszenierten. Für den Theaterbesucher gibt es sonst keine Gelegenheit zu erahnen, welche Möglichkeiten der Dramaturgie in der Gebärdensprache stecken. Alle konnten miterleben, wie eindrucksvoll diese Sprache Emotionen transportiert – wie jede gesprochene Sprache auch.

Solche Projekte zeigen, dass es interessant werden kann, wenn sich Einrichtungen auf den Weg machen und so etwas zulassen. Das bedeutet aber auch, dass eine radikale Veränderung der

2. Handlungsebene Organisationen

Die neue Aufgabe der Sondereinrichtungen: Sozialraumerkundung



Otto-Friedrich-Universität, Bamberg

17

Vorstellungen aller Menschen, die in Sondereinrichtungen tätig sind, stattfinden muss. Inklusion heißt, dass sich diese Einrichtungen nicht mehr nur um die eigenen Belange kümmern, sondern vor allem um die Schnittstellen nach außen. Wo haben wir Schnittstellen zur Kultur, Vereinen, Sport, Medien? Wo können wir rausgehen? Wir verstehen uns als Einrichtung für Menschen mit Handicaps, als ein Ort im Sozialraum, an dem viel passieren kann.

Wir haben für „Integra Mensch“ mitten in der Stadt ein Haus umgebaut, das auch eine Werkstatt für kleinere Metallarbeiten umfasst. Direkt gegenüber befindet sich die Berufsschule. Schüler von dort kommen regelmäßig zu Integra, denn da können sie an einem Laserautomaten arbeiten, über den sie in der Schule nicht verfügen. Sie lassen sich die Bedienung dann von unseren jungen Integra-Mitarbeitern erklären. Im Gegenzug bieten sie unseren Jugendlichen einen Internet-Kurs an, in dem sie neue Tricks und Feinheiten erklären. So stelle ich mir professionelle Arbeit vor, nach Schnittstellen zu suchen, nach Austausch. Gehen wir hinaus und verstehen uns selbst als soziale

„Das soziale Umfeld muss als eine Schatzkiste angesehen werden, die eigentlich alles hat, was man für Inklusion braucht.“

Akteure. Das bedeutet, dass sich das Rollenverständnis der Professionellen in Sondereinrichtungen verändern muss. Man muss auch zum Sozialraumexperten werden, der draußen unterwegs ist, neue Kontakte knüpft; das ist entscheidend. Wir müssen einen völlig anderen Blick auf das soziale Umfeld haben. Der Stadtteil, die Gemeinde müssen als eine Schatzkiste angesehen werden, die eigentlich alles hat, was man für

Inklusion braucht. Man findet dort Einrichtungen, Organisationen, die normalisieren. Man nicht als Behinderter dorthin, sondern als Sportler oder jemand,

der eben gerne singt. Da gibt es Kompetenzen, die man für die eigene Arbeit nutzen kann. Das gelingt aber nur, wenn wir Profis uns nicht mehr nur auf unser ursprüngliches Feld, unsere eigene Einrichtung zurückziehen. Man braucht Optimismus. Man kann nicht alle Eventualitäten abdecken, man muss Vertrauen haben. Profis müssen auch loslassen und sagen können, „... da stehe ich zwar nicht daneben, aber ich lasse es zu“.

Ein Beispiel: Ein junger, geistig behinderter Mann wollte zu einer Familienfeier nach Rostock

und fuhr auch hin, ganz allein. Seine Betreuer konnten es kaum fassen, dass er das alleine managen kann und will. Das müssen die Profis ermöglichen. Gibt es einmal einen Reifall, nicht gleich aufgeben.

Ein Mensch mit Handicap ist auch ein Bürger mit politischen Rechten. Er muss die Möglichkeit haben, sich auch da zu beteiligen, genau wie wir; so wie wir unsere Mitarbeiter bei der Auswahl und Einstellung neuer Integrationsbegleiter beteiligen. Es ist ganz wichtig, umzudenken.

4. Handlungsfeld Kommune

Handlungsmöglichkeiten, Beispiele:

- Erarbeitung von Richtlinien für eine inklusive Stadt und Stadtratsbeschluss dazu
- Einrichtung eines Beratungszentrums für Inklusion und Barrierefreiheit für Bürger mit Handicaps, Angehörige, Organisationen und Gruppen
- Modellarbeitgeber Stadtverwaltung: Arbeitsplätze für Menschen mit Handicaps in allen Arbeitsbereichen
- Stadtverwaltung als Modellorganisation: Barrierefreiheit in den städt. Einrichtungen (z.B. Formulare in „leichter Sprache“)
- Ständiger Beirat von Vertretern aller Akteure (hochrangig besetzt!) zur Beratung und Begleitung des Prozesses
- Offensive PR-Aktionen (z.B. mit Prominenten)



Die Ebene der Kommunen:

Ich beneide Sie hier in Regensburg, weil sie ein gemeinsames Projekt starten. Wir haben bei uns lange gebraucht, bis wir soweit waren, dass die Stadt als Ganzes dabei war. Wir haben nicht diese Vielfalt. Wir haben nur das Projekt „Integra Mensch“, in das wir viele mit einbinden wollten. Die Akteure sind der Stadtrat, die Fraktionen, alle beigeordneten Gremien und der Oberbürgermeister. Wir haben dem Projekt einen Fachbeirat gegeben: zwei Chefs von Banken, der Verleger der wichtigsten Zeitung, die Staatssekretärin, politische Akteure, den Vorstand des wichtigsten Sportclubs. Da sind wirklich alle vertreten. Der Beirat bekommt auch Aufgaben; wir fragen, was jeder Einzelne an Ideen hat: „Was können Sie von der Bank oder Sie vom Sportverein beitragen?“ Wir arbeiten konsequent auf dieser Ebene.

Wir haben im Auftrag der Stadt ein Zentrum zur Beratung in Fragen der Barrierefreiheit eingerichtet, wo man sich zu technischen und gesetzlichen Sachen informieren kann und Formulare in leichter Sprache erhält. Wir haben erreicht, dass sich die Stadtverwaltung als Modellarbeitgeber versteht und in allen Bereichen Arbeitsplätze für Menschen mit geistiger Behinderung schafft: ein Modellprojekt in Sachen Barrierefreiheit.

Und als Gag zum Schluss: Wir machen ab und zu sehr offensive PR-Aktionen, zum Beispiel die Plakat-Aktion „Seitenwechsel“, bei der große Plakate etliche Monate ein Blickfang in Bamberg waren. Sehen sie zum Beispiel hier links den Oberbürgermeister der Stadt Bamberg in der Arbeitskleidung von Herrn Krug, einem Mitarbeiter von „Integra Mensch“, der im Bauhof der Stadt einen Arbeitsplatz bekam. Die beiden tauschten die Kleidung und haben sich jeweils am Arbeits-

ort des anderen für einige Stunden aufgehallen. In unserem Beirat ist auch Erzbischof Ludwig Schick vertreten, der sich in der Kleidung des Pflegehelfers zeigt. Dieser durfte den Erzbischof besuchen und sich anschauen, was der Bischof so macht – und umgekehrt. Auf dem dritten Plakat sehen Sie die Staatssekretärin, die mit einer jungen Frau mit geistiger Behinderung den Arbeitsplatz im Supermarkt für einige Stunden getauscht hat. Dazu gab es große Presseberichte.

Herzlichen Dank für Ihre Aufmerksamkeit!



**Thomas Kammerl,
Projektkoordinator von „Regensburg inklusiv“**

Liebe Frau Prof. Cyprian, vielen Dank für Ihre Anregungen, die uns bei dem Projekt sicher sehr hilfreich sein werden!

Ich habe eingangs erwähnt, dass die Maßnahmen von „Regensburg inklusiv“ noch nicht konkret festgelegt sind. Das Projekt ist offen, es lebt von Ihrem Engagement! Ich möchte jedoch auf einige Punkte eingehen, die uns wichtig sind: Wir möchten den Menschen zuhören, Stärken und Fähigkeiten erkennen und fördern. Wir möchten den Menschen helfen, etwas selbst zu tun, nicht nur für Menschen mit Behinderung da sein, sondern für alle Regensburger und wir möchten mit allen zusammenarbeiten.

Ich würde allerdings auch noch gerne auf das eingehen, was wir ausdrücklich nicht möchten. Wir befinden uns hier im Pater-Rupert-Mayer-Zentrum in einer der renommiertesten Einrichtungen der Katholischen Jugendfürsorge. Uns geht es im Rahmen dieses Projekts nicht darum, Fördermöglichkeiten abzuschaffen, wir wollen vielmehr die Förderungsfähigkeit der Gesellschaft stärken. Es geht uns also nicht um ein „entweder/oder“ sondern um ein „und“.

Ich möchte noch einmal darauf hinweisen: Ich bin kein Inklusions-Experte, ich habe keinen „Masterplan“, das Projekt ist offen und lebt von Ihnen. Um uns bei unserem Projekt zu unterstützen, bitte ich Sie, die ausliegenden und verteilten Zettel „Ich bin dabei!“ auszufüllen und in die beiden vorbereiteten Kästen zu werfen. Auf diesem Bogen können Sie vermerken, für welchen Inklusionszirkel Sie sich interessieren und welches Thema Ihnen besonders am Herzen liegt. Ich bitte Sie um Ihre Hilfe und um Ihre Mitarbeit. „Regensburg inklusiv“ beginnt genau jetzt!

Vielen Dank!



Holger Kiesel, Moderator:

Ich möchte noch einen Aufruf starten: Inklusion ist – das sage ich aus meiner persönlichen Geschichte heraus – nicht nur eine Bringpflicht der Nichtbehinderten. Unsere Aufgabe als Menschen mit Handicap ist es, diese Räume, auch wenn es anstrengend ist, einzufordern, mitzugestalten und zu nutzen – selbstverständlich jeder im Rahmen seiner individuellen Möglichkeiten. Exklusion kann manchmal auch ganz schön bequem machen.

Wir haben nun noch Musik, der Werkstattexpress spielt für Sie. Es sind zwölf Musiker, die Gute-Laune-Musik spielen. Sie haben für diese Veranstaltung einen eigenen Song mit dem Titel „mitten im Leben“ gemacht. Sie möchten den Song gerne mit uns zusammen singen. Bitte!

„Inklusion ist nicht nur eine Bringpflicht der Nichtbehinderten.“





Ich wünsche mir, dass sich die Regensburger Schulen aktiv um Kontakt und Zusammenarbeit mit Bildungseinrichtungen für Kinder mit Behinderungen bemühen, dass städtische Kindergärten und Horte den Freiraum und die Unterstützung bekommen, ‚gemeinsames Sein‘ in ihren bisweilen starren Ablauf zu integrieren.

Christine Ohlemacher-Fehrmann

Tagesstättenleiterin an der Bischof-Wittmann-Schule



Wie kann Inklusion im Alltag gelingen?

Ergebnisse aus den Arbeitsgruppen

A Wohnen

Leiterinnen und Leiter der Arbeitsgruppe:

- Markus Bauer, Leiter des Ambulant Unterstützten Wohnens der Regensburger Werkstätten Gemeinnützige GmbH
- Andrea Feldmeier und Andreas Härtl, Mitarbeiter der Regensburger Werkstätten und Nutzer des Ambulant Unterstützten Wohnens

1. Fragen an alle Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Arbeitsgruppe:

- Welche Aspekte müssen bei der Weiterentwicklung von inklusiven Wohnangeboten berücksichtigt werden?
- Wer muss sich an der Weiterentwicklung von inklusiven Wohnangeboten beteiligen?

2. Verschieden zu bearbeitende Teilbereiche:

- Gesellschaft
- Menschen mit Behinderung, Angehörige, Betreuerinnen und Betreuer
- Politik und Kostenträger
- Leistungserbringer
- Wohnraum, Wohnungsmarkt
- Infrastruktur

3. Ergebnisse aus den Kleingruppen:

Gesellschaft

- Recht auf Information und Pflicht zu informieren
- offen sein, Akzeptanz leben, auf Menschen mit Behinderungen zugehen
- Kontakte herstellen
- Gelder investieren
- mehr Helferinnen und Helfer auf ehrenamtlicher Basis
- behinderte Menschen müssen im Stadtbild selbstverständlich sein
- Freizeitangebote für alle
- Gesellschaft fängt bei mir an!
- Stärken von Menschen mit Behinderungen hervorheben
- Aktivitäten in der Wissenschaft (Uni, FH Lehrpläne, Forschungsprojekte)
- mehr Aufklärungsarbeit auf allen Ebenen
- Zusammenarbeit an Schulen
- stark trennende Systeme aufheben (z. B. in der Schule)

Menschen mit Behinderungen, Angehörige, Betreuerinnen und Betreuer

- aktiv werden
- über Öffentlichkeitsarbeit aufklären
- Selbstbestimmung fördern
- Selbstbewusstsein stärken
- angemessene Entlohnung von Betreuerinnen und Betreuern
- individuelle Entscheidung der Wohnform
- Rechte einfordern
- Austausch zwischen Institutionen

Gesellschaft
fängt bei mir an!

Neue Wege vorleben

Wunsch nach Politik der einfachen Worte

- Austausch zwischen Angehörigen, zum Beispiel in Form von Selbsthilfegruppen und Arbeitskreisen
- Zeit einfordern (z. B. Beratungsstellen)
- Austausch unter den Menschen mit Behinderungen
- Unterstützernetze
- keine Entscheidung „über und ohne uns“
- neue Wege vorleben:
 - der kleinen Schritte
 - Mut zur Mitbestimmung in allen Lebensbereichen
 - Verantwortung übernehmen

Politik und Kostenträger

- kein Rangeln zwischen Kostenträgern, Politik im Hinblick auf Zuständigkeiten
- Formalitäten müssen vereinfacht werden
- schnellere Umsetzung der in der Politik beschlossenen Vorgaben
- mehr Personen aus der Praxis in die Politik
- Handlungsspielräume erweitern und effizienter nutzen
- Signal der Politik: Höherer Stellenwert für „Soziales“
- Politik und Kostenträger müssen personenzentrierter und praxisorientierter arbeiten
- mehr Geld, aber weniger Bürokratie
- konkretere Ansagen der Politik
- Rollentausch für mindestens eine Woche (Politiker und Menschen mit Behinderungen)
- „Scheuklappensicht“ auflösen („Dafür sind wir nicht zuständig ...“)
- kürzere Entscheidungswege mit mehr Transparenz
- Betroffenenquote im Entscheidungsgremium
- Politiker zur Verantwortung ziehen (Beispiel: Zug für 3 Millionen Euro ohne Rollstuhlzugänge)
- Wunsch nach Politik der einfachen Worte
- weniger Kostenträger
- Schulungspflicht für Kostenträger
- fehlende Informationspolitik: „Was will die UN eigentlich durchsetzen?“; mehr Transparenz

Behinderte Menschen mit einbeziehen

Leistungserbringer

- behinderte Menschen mit einbeziehen
- Haus bauen, Wohnraum schaffen
- inklusive Angebote auch für Menschen mit erhöhtem Hilfebedarf
- individuelle Lösungen finden
- große Einrichtungen dezentralisieren
- übergreifende Projekte „Gemeinsam sind wir stärker!“
- persönliches Budget
- zentrale Anlaufstelle
- mehr Fachkräfte: Möglichkeit, Bedürfnisse zu ergründen
- offen für neue Ideen
- Ängste der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter abbauen
- Verantwortung der Politiker und Politikerinnen einfordern
- Konzepte entwickeln

Wohnraum, Wohnungsmarkt, Infrastruktur

Anmerkung: An diesem Punkt wird noch weitergearbeitet.

zusammengetragen von Markus Bauer

B Kunst und Kultur

Leiterinnen und Leiter der Arbeitsgruppe:

- Prof. Renate Kühnel, Musik- und Bewegungspädagogin, Hochschule Regensburg
- Claudia Lermer, Kunstpädagogin, Hochschule Regensburg
- Wolfgang Maas, Tanzpädagoge, Hochschule Regensburg
- Evi Federl, Physiotherapeutin

Austausch und Vision: „Kunst und Kultur von allen, mit allen, für alle“

1. Aktuelle Situation in Regensburg: Vorstellung von Projekten mit Diskussion

- Wolfgang Maas, Evi Federl: „Engelgala 2012“, ein Tanzprojekt als Kooperation zwischen der Bischof-

Wittmann-Schule Regensburg und dem Goethegymnasium Regensburg

- Prof. Renate Kühnel:
 - „Klangkörper“, eine Kooperation zwischen der Lebenshilfe Regensburg und dem Studiengang „musik- und bewegungsorientierte Soziale Arbeit“, Hochschule Regensburg
- Claudia Lerner:
 - Inklusive Projekte
 - im Jugendzentrum Arena (Bau einer Außensitzanlage mit Mosaikverkleidung)
 - Workshop Fotostory im Rahmen einer Ferienfreizeit
 - inklusive Museumspädagogik im Kunstforum Ostdeutsche Galerie in Kooperation mit der Stiftung KreBeKi
 - Mal-Aktion mit der Außenklasse der Bischof-Wittmann-Schule an der Grundschule St. Konrad

nehmern nicht mehr gerecht werden kann. Exklusion muss also nicht negativ sein, sondern hat auch Vorteile!

- **Wie ist meine Vision von inklusiver Kunst und Kultur in Regensburg in zehn Jahren?**
 - Der Inklusionsbegriff ist auf viele Randgruppen ausgedehnt (Migranten, Senioren, Alleinerziehende, Homosexuelle ...).
 - Zugänge für alle, Barrierefreiheit für Akteure wie für Konsumenten (in alle Richtungen).
 - Grenzen in den Köpfen sollen überwunden sein.
 - Inklusion sollte in der Kunst selbstverständlich geworden sein (Handicap spielt keine Rolle mehr).

**Eine Vision, die in 10 Jahren
Wirklichkeit sein sollte:
Aus „besonderen“ Projekten sind
Normalität und Alltag geworden.**

2. Austausch, Wünsche und Visionen in Kleingruppen anhand von vier Leitfragen

- **Austausch über inklusive Kunst und Kultur aus dem eigenen Betätigungskontext:**
 - Dieser Punkt war für alle Beteiligten von großer Bedeutung. Es wurde klar, dass viele Ansätze und Projekte in der Praxis existieren, aber noch viel für die Vernetzung und Öffentlichkeitsarbeit getan werden muss.
- **Wo sehe ich die Grenzen von Inklusion im Bereich Kunst und Kultur?**
 - Barrierefreiheit scheitert oft an baulichen Hindernissen, am Interesse (zum Beispiel von Kulturvereinen oder Politik), an strukturellen Gegebenheiten und finanziellen Möglichkeiten.
 - Grenzen sind dort erreicht, wo man den einzelnen Teilnehmerinnen und Teil-



- Aus „besonderen“ Projekten sollte Normalität und Alltag geworden sein.
 - Mehr alternative Kulturprojekte (Kleinkunst wie das „Krüppeltheater“) sollen existieren und gefördert werden.
 - Finanzierung durch Sponsoren und die Stadt soll selbstverständlich und festgeschrieben sein.
 - Künstlerausbildung für alle, die geeignet wären (Beispiel „Rambazamba“ in Berlin, Darsteller sind professionelle Schauspieler).
- **Was sollte/könnte konkret bereits in einem Jahr erreicht und umgesetzt sein?**
 - Vernetzung über Koordinationsstelle
 - Lobbybildung
- Sensibilisierung der Bevölkerung und Politik: Anliegen und Lücken wurden öffentlich und häufig thematisiert.
 - Profis in der kulturellen Landschaft sollen Sinnhaftigkeit inklusiver kultureller Projekte aufgezeigt und sich professionell (in eigenen Projekten) dafür eingesetzt haben.

3. Zusammenfassen der Ergebnisse mit Ausblick

Die vier Leitfragen mit Antwortkärtchen werden in der Gesamtgruppe vorgestellt und diskutiert. Interessenten können sich für die Inklusionszirkel zur Umsetzung von konkreten Zielen anmelden.



C Arbeiten

Leiter der Arbeitsgruppe:

- Johann Halbritter, Geschäftsführer Regensburger Werkstätten Gemeinnützige GmbH

Oliver Guba, Mitarbeiter der Werkstätten und Bewohner im Wohnheim der Lebenshilfe Regensburg, berichtete über seinen Werdegang, was er in seinem Leben gerne noch erreichen möchte und wie er sich Inklusion vorstellt. Sein Wunsch bezüglich Arbeit wäre eine Arbeit im Kindergarten.

Als Orientierungshilfe verteilte Johann Halbritter eine kleine Zusammenfassung zu den UN-Konventionen über die Rechte von behinderten Menschen „Überblick und Ausblick“ von Klaus Lachwitz, Bundesvereinigung der Lebenshilfe. Diese Thesen stellen die UN-Konvention in Bezug auf behinderte Menschen kurz und prägnant dar.

Zu Beginn ergab sich eine rege Diskussion, bei der es darum ging, was möglich sein sollte und was möglich ist. In der Arbeitsgruppe waren auch Vertreter der Agentur für Arbeit, des Zentrums Bayern Familie und Soziales sowie des Bezirks Oberpfalz und Mitglieder des Betriebsrates von BMW Regensburg.

Der Arbeitskreis teilte sich anschließend in vier Unterarbeitskreise auf. Die Ergebnisse dieser Unterarbeitskreise wurden im Plenum ausgewertet.

- **Arbeitskreis I** gab verschiedene schlagwortartige Sätze, die vielleicht als Grundlage für zukünftige Arbeitskreise und zur Ausarbeitung als eine Art Tagesordnung dienen könnten.

Impulse: Die Werkstatt ist sicherlich eine Lösung, aber es muss viele Lösungen geben. Leider gibt es immer noch viele Blockaden durch Gesetze. Die Werkstatt kann auch Hindernis sein.

Ziele: Arbeitgeber müssen gewonnen werden! Die Arbeitsbedingungen müssen angepasst werden, in die Pflicht genommen werden müssen vor allem auch Kommunen. Man braucht

Zeitressourcen, um planen und Aktionen durchführen zu können. Wir müssen einen Sinn entwickeln, um Kompetenzen, Möglichkeiten und Nutzen zu erkennen. Ziel ist eine sinnerfüllte Arbeit und Tätigkeit. Das Wahlrecht soll soweit wie möglich vorangetrieben werden, vielleicht auch mit Hilfe des persönlichen Budgets, das leider immer noch in den Kinderschuhen steckt.

Wichtig waren auch Themen wie das Teilhabegesetz und das Schaffen von Strukturen. Als

zentrales Thema wurden die Öffentlichkeitsarbeit und die Bewusstseinsbildung genannt. Noch immer ist die Problematik in der Gesellschaft so nicht

angekommen, da die meisten Menschen sich nicht mit dem Thema „Behinderung“ befassen und oftmals davon ausgehen, dass in diesem Bereich ohnehin alles geregelt ist. Es gibt Gesetze, es gibt Regelungen – damit wird das Thema gern zur Seite gelegt.

Ein zentrales Thema: Öffentlichkeitsarbeit und Bewusstseinsbildung



In vielen Personalabteilungen herrscht leider ein falsches Bild von Menschen mit Behinderungen.

- **Im Arbeitskreis II** wurden ähnliche Themen besprochen. Hier war der wichtigste Punkt die Aufklärung von Betrieben. Notwendig ist eine Aufklärung bei Bewerbungen von Menschen mit Behinderung und den Möglichkeiten der Arbeitseinsätze.

Bei vielen Personalabteilungen herrscht hier leider ein falsches Bild, das die Einstellung von Menschen mit Behinderung von vornherein hemmt. Ganz wichtig sind Angebote der Agentur für Arbeit, die transparent angeboten und publiziert werden müssen. Anreize für Barrierefreiheit müssen geschaffen werden. In Bezug auf ausgelagerte Außenarbeitsplätze scheitert es oft daran, dass Rollstuhlfahrer nicht in Personalabteilungen oder die Verwal-

tungsbereiche von Firmen gelangen können, weil die Voraussetzungen für Barrierefreiheit nicht gegeben sind.

- **Im Arbeitskreis III** waren das Thema vor allem Praktikumsprogramme. Regensburger Betriebe müssen dafür gewonnen werden, Praktika anzubieten. Vielleicht ergibt sich darüber auch die Möglichkeit der Vermittlung, zumindest von Außenarbeitsplätzen.

Ein großes Thema war die Öffentlichkeit. Es wurde die Notwendigkeit von Paten festgestellt. Diese Paten müssen gewisse Kriterien erfüllen.

Angeregt wurde auch, dass man Menschen mit Behinderung ermutigen sollte, sich als Auszubildende bei Firmen zu bewerben.

Um in die Personalabteilungen vorzudringen, ist es wichtig, Praxisbeispiele vorzuhalten, bei



» Die Elternrunde wünscht sich, dass „Regensburg inklusiv“ in der Öffentlichkeit wahrgenommen wird und somit als Sprachrohr für die Wünsche und Probleme der Menschen mit einem Handicap dient. Die guten Ideen und Anregungen der einzelnen Teilnehmer konnten mit „Regensburg inklusiv“ gebündelt werden. So besteht eine Chance, Vieles davon umzusetzen oder daran zu arbeiten. Die Öffentlichkeitsarbeit hat hier auch einen großen Stellenwert.

Annette Purschke
Elternrunde Down-Syndrom

denen dies schon gelungen ist. In Regensburg gibt es bereits von verschiedenen Trägern vorzeigbare Erfolge.

- **Im Arbeitskreis IV** war das große Thema: Wie bringen wir Inklusion in die Köpfe der Regensburger und Regensburgerinnen?

Im Jahr 2009 trat die UN-Behindertenrechtskonvention in Kraft. In Artikel 24 fordert sie das Recht von Menschen mit Behinderungen auf Bildung ohne Diskriminierung. Um Chancengleichheit für alle zu verwirklichen, verpflichten sich die Unterzeichnerstaaten, ein integratives Bildungssystem auf allen Ebenen und lebenslanges Lernen zu gewährleisten.

Um diese Forderung in allen Bildungsbereichen umzusetzen, gibt es noch viel zu tun. Drei Bereiche wurden in der Arbeitsgruppe „Bildung“ näher beleuchtet. Nach einer kurzen Einführung im Plenum bildeten sich drei Untergruppen:

D Bildung

Leiter der Arbeitsgruppe:

- Bertin Abbenhues, KJF Regensburg
- Sebastian Müller, Diakonisches Werk

Bildung ist ein Thema, das jeden Menschen ein Leben lang begleitet. „Lebenslanges Lernen“ lautet das dazugehörige Schlagwort. Bildung in einer Institution oder Einrichtung beginnt in der Kinderkrippe oder im Kindergarten, geht dann in der Schule weiter und führt als junger Erwachsener über die berufliche Ausbildung in das Arbeitsleben. Mit Fortbildungen, Fachtagungen und sonstigen Bildungsveranstaltungen von Bildungsträgern hält sich jede Arbeitsnehmerin und jeder Arbeitnehmer fachlich auf dem Laufenden. Natürlich gibt es dann auch noch die Volkshochschule, bei der sich jeder weiterbilden kann – für das eigene Hobby oder den Beruf.

1. Inklusion in Kinderkrippe, Kindergarten und Schule

Bertin Abbenhues, KJF Regensburg

2. Inklusiver Erwachsenenbildung

- Stefan Seeligmann und
- Alexander Prock, Projekt „mittendrin!“
- Ralf Wargitsch, KJF-Einrichtung Magdalena und Projekt „mittendrin!“
- Petra Ellert, Projektleitung „mittendrin!“

3. Studieren mit Behinderung

Sebastian Müller, Diakonisches Werk

1. Inklusion in Kinderkrippe, Kindergarten und Schule

Nach Artikel 12 des Bayerischen Kinderbildungs- und -betreuungsgesetzes (BayKiBiG) sollen „Kinder mit Behinderung und solche, die von einer Behinderung bedroht sind“ (...) in einer Kindertageseinrichtung gemeinsam mit Kindern ohne Behinderung betreut und gefördert werden, um ihnen eine gleichberechtigte Teilhabe am gesellschaftlichen Leben zu ermöglichen. Theoretisch ist damit Inklusion im gesamten Bereich der Kindertagesstätten möglich. In der Praxis wird dieser Grundsatz jedoch nicht immer umgesetzt. Die Gründe dafür sind vielfältig.

Für die Schulbildung gab es im Jahr 2011 eine Änderung des Bayerischen Erziehungs- und Unter-

richtsgesetzes (BayEUG). Damit will das Bayerische Staatsministerium für Unterricht und Kultus sein Konzept ausbauen, das aus Formen kooperativen Lernens und der Weiterentwicklung hin zur inklusiven Schule besteht. „Inklusion durch eine Vielfalt schulischer Angebote“ nennt es das Kultusministerium und will damit die Umsetzung der UN-Behindertenrechtskonvention gewährleisten. Wie sieht nun die „Vielfalt schulischer Lernorte“ nach dem neuen BayEUG aus?

1. Kooperationsklassen
(Art. 30a Abs. 7 Ziff. 1 BayEUG)
2. Partnerklassen
(Art. 30a Abs. 7 Ziff. 2 BayEUG)
3. Offene Klassen der Förderschule
(Art. 30a Abs. 7 Ziff. 3 BayEUG)
4. Inklusion einzelner Schülerinnen und Schüler
(Art. 30b Abs. 2 BayEUG)
5. Inklusive Schule, Schulen mit dem Schulprofil „Inklusion“
(Art. 30b Abs. 3 bis 5 BayEUG)
6. Klassen mit festem Lehrertandem an Schulen mit dem Schulprofil „Inklusion“
(Art. 30b Abs. 5 BayEUG)

Nähere Informationen dazu bietet die Broschüre „Inklusion durch eine Vielfalt schulischer Angebote in Bayern“ des Bayerischen Staatsministeriums für Unterricht und Kultus, die als Download auf der Internetseite www.km.bayern.de zur Verfügung steht.

„Inklusiver Unterricht ist die Aufgabe aller Schulen“, lautet der Grundsatz in Art. 2 Abs. 2 Satz 1 BayEUG. Zu beachten sind allerdings die schulartspezifischen Voraussetzungen (lernzielgleicher Unterricht an weiterführenden Schulen) und die Zustimmung des Schulaufwandsträgers der Regelschule (z. B. wegen Kosten zur Schaffung von Barrierefreiheit).

Die Eltern haben grundsätzlich das Wahlrecht zwischen Regelschule und Förderschule und können sich dazu auch ausführlich beraten lassen (Art. 41 Abs. 1 und 5 BayEUG). Eltern können ihre Kinder sowohl an der Regelschule (Sprengelschule, Profilschule) als auch an der Förderschule anmelden. Schülerinnen und Schüler mit besonderem sonderpädagogischen Förderbedarf brauchen weiterhin ein sonderpädagogisches Gutachten.



Grenzen inklusiven Unterrichts hat der Staat in Art. 41 Abs. 5 des BayEUG festgeschrieben: Eine Schülerin, ein Schüler muss die geeignete Förderschule besuchen, wenn der individuelle sonderpädagogische Förderbedarf an der allgemeinen Schule nicht hinreichend gedeckt werden kann und

1. die Schülerin oder der Schüler dadurch in der Entwicklung gefährdet ist (Kindeswohl) oder
2. sie oder er die Rechte von Mitgliedern der Schulgemeinschaft erheblich beeinträchtigt.

In der anschließenden Diskussion wurden folgende Themen benannt, mit denen sich die Teilnehmerinnen und Teilnehmer im Rahmen von „Regensburg inklusiv“ näher beschäftigen möchten:

- Stärkung der Kindertageseinrichtungen, damit diese Kinder mit Behinderung aufnehmen können
- Verringerung der Klassenstärken in Regelschulen, um Einzel-Inklusion besser ermöglichen und gestalten zu können
- bessere Ausstattung der Regelschulen (pädagogisches Material, Barrierefreiheit)
- Inklusion in Berufsschulen (Schulprofil Inklusion für Berufsschulen)
- Besuch weiterführender Schulen für Schülerinnen und Schüler mit Behinderung ermöglichen (Sehen, Hören, Asperger-Autisten)
- Besondere Bedürfnisse von Autisten mit Hörschädigung
- gute und neutrale Elternberatung
- bei der Inklusion den Blick auf „schwache“ Familien nicht vergessen und Kindern aus diesen Familien eine inklusive Beschulung ermöglichen
- das mehrgliedrige Schulsystem stellt ein Problem bei der Umsetzung der Inklusion dar
- Umstellung der Aus- und Fortbildung der Lehrerinnen und Lehrer
- persönliche Begegnungen zwischen Menschen mit und ohne Behinderung ermöglichen

Leider war die Zeit viel zu kurz, denn die Teilnehmer/innen hätten noch viele Themen vortragen können. Die Fortsetzung der Themensammlung erfolgt im „Inklusionszirkel Bildung“.

2. Inklusiv Erwachsenenbildung

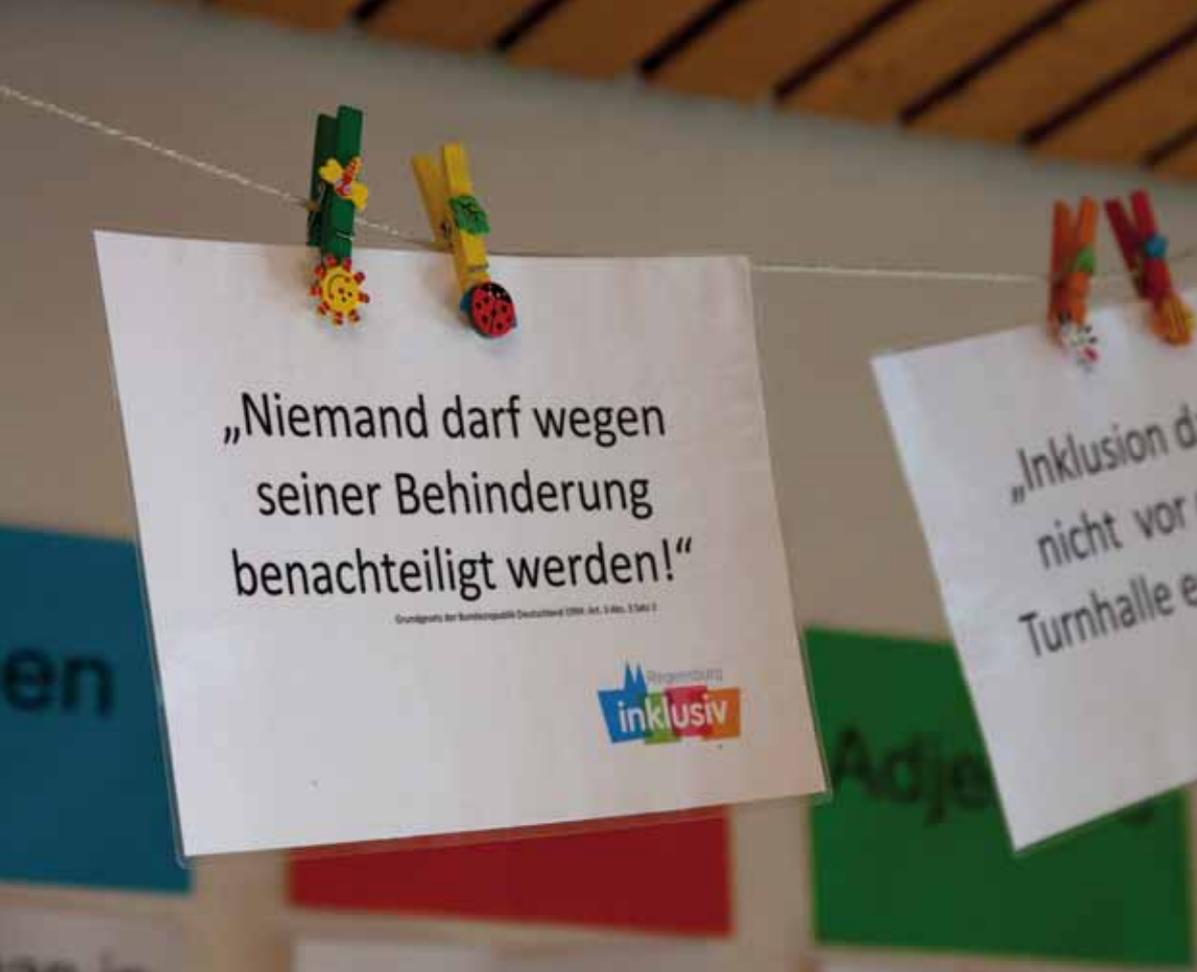
Stefan Seeligmann und Alexander Prock sind ehrenamtliche Reporter des Projektes „mittendrin! – Bürgerschaftliches Engagement und Inklusion im Landkreis Kelheim“ (<http://mittendrin-kelheim.blogspot.de>). Sie stellten das Projekt „mittendrin!“ vor und erklärten, wie sie als „mittendrin!“-Reporter arbeiten.

Unter dem Motto „Gemeinsames Handeln bricht Schranken und verbindet.“ bringt „mittendrin!“ Projekte auf den Weg, die Menschen mit und ohne Behinderungen zusammen gestalten. „Wir wollen gemeinsam über Grenzen hinausschauen und neue Möglichkeiten schaffen, damit alle mittendrin! sind“, heißt es im Blog, den 25 „mittendrin!“-Reporter stetig mit neuen Inhalten füllen. Die ehrenamtlichen Reporter und Fotografen – acht von Ihnen mit Unterstützungsbedarf – haben alle Artikel selber geschrieben und alle Fotos selber geschossen. In entsprechenden Schulungen haben sie sich zuvor das nötige Können erworben. Auch im Bereich „barrierefreier Tourismus“ hat sich das Projekt „mittendrin!“ in den vergangenen zwei Jahren einen Namen gemacht. Als „Tester für Barrierefreiheit“ waren die Mitarbeiter/innen von „mittendrin!“ eine große Unterstützung für den Tourismusverband im Landkreis Kelheim e. V. und für viele Kommunen.

Die Teilnehmer/innen in der Untergruppe hatten ganz unterschiedliche Interessen. Eine Teilnehmerin war gekommen, um als Mitglied der Arbeitsgemeinschaft für Bildungsfragen (AfB) in der SPD Oberpfalz neue Ideen und Vorschläge für inklusive Angebote in der Erwachsenenbildung mitzunehmen. Ein weiterer Teilnehmer vom Verein der Hörgeschädigten Freizeit-Freunde e. V. interessierte sich für Angebote in der Erwachsenenbildung, die für alle zugänglich sind. Er berichtete von den Erfahrungen seines Vereins, einige Mitglieder mit Hörschädigung in den Fußballverein SG Walhalla in Regensburg zu integrieren. Die Leistungsorientierung im Fußball stehe seiner Erfahrung nach dem Gedanken „Sport für alle“ leider öfter entgegen.

Die „mittendrin!“-Reporter berichteten von den inklusiven Freizeitangeboten, die im Projekt „mittendrin!“ gemeinsam entwickelt werden wie zum Beispiel Foto-Workshops, Kochkurse, ge-

Der Leistungsgedanke steht dem Gedanken „Sport für alle“ oft entgegen.



Die Diskussion in der Kleingruppe brachte als Potenzial für den behindertenfreundlichen Hochschulstandort Regensburg, dass die Angebote für Studierende mit Behinderung an Universität und Hochschule Regensburg besser beworben werden sollten. Zudem wurde herausgearbeitet, dass die baulichen Anforderungen an Hochschulgebäuden vereinheitlicht werden sollten, um somit überprüfbare Kriterien für Universitäten und Hochschulen zu schaffen. Als sinnvoll wird in diesem Zusammen-

hang erachtet, dass zum Beispiel möglichst alle Toiletten nach der gleichen Struktur angeordnet werden. Dies bedeutet, dass sich bei allen Toiletten die einzelnen Elemente wie Waschbecken, Haltegriffe, Seifenspender, Spiegel etc. an der gleichen Stelle befinden. Das stellt vor allem für Studierende mit Sehbehinderung oder Blindheit eine große Erleichterung dar. Somit könnte als weiteres Ziel in diesem Kontext eine Zertifizierung zur Barrierefreiheit angestrebt werden.

Auch die Beschilderungen speziell an der Universität Regensburg sollten größer, verständlicher und mit unterschiedlichen Farben gestaltet werden.

- In dem Workshop überlegten alle gemeinsam, auf welche Aspekte im Kontext von Hörbehinderung geachtet werden müsste:
- Gebärdendolmetscher
 - Schriftdolmetscher
 - Perspektivenwechsel anbieten (z.B. mit Kopfhörern oder Ohrstöpsel)

Zum Abschluss wurde vereinbart, dass alle Teilnehmer/innen zur nächsten „mittendrin!“-Aktion eingeladen werden, um die im Workshop erarbeiteten Punkte einem Praxistest zu unterziehen.

3. Studieren mit Behinderung

Sebastian Müller ist Mitarbeiter bei der Diakonie Regensburg und arbeitet dort in der Individuellen Schwerstbehindertenbetreuung (ISB). In seinem Kurzvortrag berichtete er über seine eigenen Erfahrungen als Rollstuhlfahrer während seiner Studienzeit an der Regensburger Fachhochschule.

Ein weiteres Potenzial für den behindertenfreundlichen Hochschulstandort besteht darin, dass auch im Studium mehr über Inklusion und Menschen mit Behinderung aufgeklärt werden sollte (Bewusstseinsbildung, Art. 8 UN-Behindertenrechtskonvention). Durch umfangreiche Informationen könnte so ein Beitrag geleistet werden, die Gesellschaft für die Belange von Menschen mit Behinderung zu sensibilisieren. Hierfür wurde auch angemerkt, dass die Menschen mit Behinderung sich selbst beteiligen müssen, indem sie offen mit ihrer Umwelt kommunizieren.

Ein Fachartikel zum Thema „Studieren mit Behinderung“ von Sebastian Müller kann unter www.regensburg-inklusive.de heruntergeladen werden.

E Sport und Gesundheit

Leiterin und Leiter der Arbeitsgruppe:

- Annke Conradi, Phönix e. V.
- Michael Springs, Phönix e. V.

Teilhabe braucht Gesundheit.

von Annke Conradi und Michael Springs

Mit diesem Motto begann der Workshop zum Thema „Sport und Gesundheit“. Körperliche Betätigung fördert die Gesundheit und ist somit die Grundlage für ein längeres und zufriedenes Leben. Insgesamt nahmen 15 Teilnehmerinnen und Teilnehmer an diesem Workshop teil.

Vorab klärten wir die Frage der verschiedenen Zielgruppen und Betroffenen, die durch die Vielfalt des Behindertenbegriffes auftauchen. Derzeit leben 8,6 Millionen Menschen mit Behinderung in Deutschland. 70 Prozent dieser Gruppe sind älter als 55 Jahre, über 80 Prozent bekommen Ihre Einschränkungen aufgrund einer chronischen Erkrankung – Behinderungen sind also zu einem großen Teil im Laufe des Lebens erworben (BMAS 2009, S. 9ff).

Hier stellt sich bereits die Frage, für welche Gruppen Angebote und Ressourcen geschaffen werden müssen, damit möglichst viele Menschen mit Einschränkungen von einem inklusiven Regensburg profitieren können. Die Gruppe ging hierbei der Frage nach, welche Personen neben den klassischen Bildern der lern- oder körperbehinderten Menschen in Frage kommen. Konsens herrschte darüber, zusätzlich über Angebote für chronisch und psychisch kranke Menschen nachzudenken und diesen Gruppen ebenfalls Möglichkeiten aufzuzeigen und anzubieten.

Ein weiterer Aspekt in den Vorüberlegungen stellte die Tatsache dar, dass nur 20 Prozent der Menschen mit Behinderungen erwerbstätig sind. Das heißt, die finanziellen Möglichkeiten sind eingeschränkt und Ausgaben für Sport und Gesundheit sind nur unter großen finanziellen Anstrengungen für diese Gruppe der Bevölkerung möglich (BMAS 2009). Die Teilnahme an Sport- und Gesundheitsmöglichkeiten ist demnach für einen Großteil der behinderten Menschen derzeit

noch eher eine „Frage des Luxus“ und nicht, wie gewünscht, eine obligate Möglichkeit für jeden Betroffenen.

Als nächsten Schritt beleuchteten wir den aktuellen Stand der deutschen Inklusionsdebatte anhand der bisherigen Bemühungen und Aktivitäten der nationalen Leitstelle für Inklusion. In den vier Hauptarbeitsgruppen der vom Beauftragten der Bundesregierung für die Belange behinderter Menschen geführten Behörde behandelt der Fachkreis 1 die Themen des Sports und der Gesundheit. Der Fachkreis sammelt alle inklusiven Ideen und versucht, diese auf einer Inklusionslandkarte festzuhalten sowie allen Interessierten und Engagierten beratend zur Seite zu stehen (Hüppe H. 2011).

Nach diesem allgemeinen Input gingen wir in einem ersten Teil auf das Themenfeld „Sport“ ein.

„Inklusion darf nicht vor der Turnhalle enden!“



Anhand eines Praxisbeispiels erzählte Annke Conradi, mehrfache Olympiamedailen-Gewinnerin der Paralympics, was sie alles benötigt, um erfolgreich ihrem Schwimmsport nachgehen zu können. Im nächsten Schritt erarbeitete die Gruppe gemeinsam anhand einer Stoffsammlung, was Menschen mit Behinderung brauchen, um Sport treiben zu können. Die Ergebnisse stehen in der folgenden Tabelle:

Was Menschen mit Einschränkungen brauchen, um mit anderen Sport treiben zu können

- Menschen, die sie langfristig begleiten
- Gruppen und Mitstreiter ohne Leistungsdruck
- Ansprechpartner im Verein
- Ansprechpartner für die Angebote in der Stadt und in der Region
- Ansprechpartner für Vereine, um die Inklusion umzusetzen
- Zusammenarbeit der Vereine mit den Sportverbänden (BLSV, etc.)

- Akzeptanz durch die anderen Sportteilnehmer
- Trainer mit Ausbildungen
- Schulungen für Trainer, um auf Behinderungen eingehen zu können
- Erfolgserlebnisse
- Bezugspersonen in der Gruppe und in den Vereinen
- Betreuungspersonal
- Schnupperangebote
- Barrierefreie Räumlichkeiten
- Finanzielle Unterstützung

Bei den Gesprächen wurde uns allen klar, dass es zum einen gilt, in den Sportvereinen personelle und materielle Ressourcen zu schaffen und zum anderen eine Kulturdebatte zu den Themen „Akzeptanz und Leistungsorientierung im Freizeitsport“ anzustoßen. Wie Annke Conradi betonte, ist es wichtig, die Finanzierung abzuklären, die Bedingungen anzupassen und die notwendigen Hilfen bereitzustellen.



In einem nächsten Schritt überlegte die Gruppe, welche Angebote es bereits in der Region gibt. In der folgenden Tabelle sind nur einige aufgelistet, da die Probleme für die Gruppe nicht in der Angebotsfrage, sondern an der derzeit mangelnden Nachfrage und somit auch vor allem in den bestehenden Barrieren zu suchen sind.

Bestehende Sportangebote

- BRSG Neutraubling
- SG Beni
- FC Intern
- SC Regensburg
-

Angelehnt an das Praxisbeispiel und an vielen persönlichen Erfahrungen der Workshop-Teilnehmer entwickelte die Gruppe einige Wünsche für das Projekt „Regensburg inklusiv“. Nachfolgend die Ergebnisse:

Wünsche für „Regensburg inklusiv“ zum Thema „Sport“

- Beratung bei Stadt; Sportamt
- Die Vereine informieren, worin das Ziel der „Inklusion“ besteht, um damit die Sportakteure zu motivieren
- Ausbildungsangebote für Trainer und Übungsleiter schaffen, um Ängste abzubauen
- Informationen für Schulen bereitstellen: das Schulangebot fördern, damit Menschen mit Behinderungen Angebote ausprobieren können und nicht von vornherein ausgegrenzt werden
- Mehr G-Scheine finanzieren
- Weniger Leistungsdenken im Freizeitsport
- Auszeichnung für den inklusivsten Sportverein (Wettbewerb für besondere Projekte ausschreiben)
- Aktionstage für gemeinsame Sportaktionen
- Gemeinsame Meisterschaften (gemischte Mannschaften, eine „Behindertenquote“ in Hobbyfreizeitmannschaften einführen)
- Beratungsmöglichkeiten bei der Kasse schaffen
- Neue Versorgungskonzepte mit der Vereinbarkeit von Präventionsangeboten und Rehasport-Maßnahmen
- Kreuz am Versorgungsamt „Ich brauche Hilfe bei der Suche nach einem Sportangebot“

Nach einer kleinen Pause gingen wir der Frage nach, wie ein inklusives Regensburg im Bereich der Gesundheit aussehen könnte. Am Anfang stand kurz die Frage nach dem Begriff „Gesundheit“, der für jeden Menschen individuell anzusetzen ist. Die WHO definiert es als einen „Zustand völligen körperlichen, seelischen und sozialen Wohlbefindens und nicht nur als das Freisein von Krankheit und Gebrechen“ (WHO 1948). Für uns stellte sich neben dieser Aussage vor allem die Frage nach dem gleichen Zugang zur Gesundheit und der notwendigen Akzeptanz der individuellen Behinderung bei den einzelnen Leistungserbringern (Ärzten, Therapeuten...) und des gesamten Systems.

Nach den Empfehlungen des Arbeitskreises Inklusion der Bundesregierung geht es neben einer teilhabeorientierten Pflege vor allem um Fragen des Zugangs zur Gesundheit. Dies betrifft den Zugang zu Rehabilitation, Gesundheitsangeboten und Arztpraxen. Weitere Themenfelder sind die barrierefreie Kommunikation und die Fragen der Thematisierung von Vielfältigkeit in den Bereichen Ausbildung – Forschung und Therapie (Hüppe H. 2011).

Anschließend diskutierten wir über die Probleme bei der Heilmittelversorgung (Physiotherapie, Logopädie,...) und deren Genehmigung und Zuzahlungsverfahren in der Praxis. Ein weiterer Handlungsbedarf besteht vor allem in der Hilfsmittelversorgung, die seit der Öffnung der freien Vertragsfähigkeit im Jahre 2007 massive Probleme bei Fragen nach individuellen Hilfsmitteln und deren fachgerechte und regelmäßige Wartung aufwirft.

Ableitend von diesen Themenfeldern erarbeiteten wir im Workshop verschiedene Wünsche für ein inklusives Regensburg im Bereich Gesundheit, welche in der folgenden Tabelle dargestellt werden:

Wünsche für „Regensburg inklusiv“ zum Thema „Gesundheit“

- Wohnortnahe Hilfsmittelversorgung
- Ein Haus der Hilfsmittel zum Ausprobieren, wie es dies bereits für Kinder hier in Regensburg gibt
- Zugang zu allen Einrichtungen/Praxen und medizinischen Untersuchungsmethoden

- Erfahrungsplattform für Menschen mit Einschränkungen (positive und negative Erfahrungen bei Ärzten und Therapeuten)
- Link auf der Homepage von „Regensburg inklusiv“ zu Gesundheits- und Sportangeboten
- Ein zentrales Beratungszentrum zu den verschiedenen Leistungsangeboten der Sozialversicherung, der Behörden, Institutionen und Vereine
- Aufklärungsmaterialien in leichter Sprache
- Präventionsangebote für Menschen mit Behinderung (scheitert häufig an personellen Ressourcen)
- Finanzielle Ressourcen für Betroffene zur Verfügung stellen
- Vortragsreihen von Leistungsanbietern (Ärzte, ...) für Menschen mit Behinderung, um der besonderen Situation Gehör zu verschaffen
- Sensibilisierung des Regensburger Ärztenetzes für Menschen mit Behinderungen

Trotz der gegensätzlichen Ausrichtung der beiden Begrifflichkeiten „Sport“ und „Gesundheit“ ist in der Gruppe ein sehr reger Austausch zu den Themenfeldern gelungen. Neben allgemei-

nen Barrieren sind vor allem in jedem Arbeitsfeld konkrete Vorschläge für „Regensburg inklusiv“ entstanden, die in einzelnen Projekten umgesetzt werden könnten. Einige Teilnehmer könnten sich zudem sehr gut vorstellen, weiterhin an den aufgeworfenen Fragen und Ideen mitzuarbeiten.

Michael Springs

Quellen:

Bundesministerium für Arbeit und Soziales 2009: Behindertenbericht 2009. Bericht der Bundesregierung über die Lage von Menschen mit Behinderungen für die 16. Legislaturperiode.

WHO 1948: Zuletzt abgerufen am 29.10.2012: <http://www.baua.de/de/Themen-von-A-Z/Psychische-Fehlbelastung-Stress/ISO10075/Rechtliche-Einordnung/Rechtliche-Einordnung.html>

Hüppe H. 2011: Beauftragter der Bundesregierung für die Belange behinderter Menschen. Broschüre UN Behindertenrechtskonvention – Koordinierungsstelle. Zuletzt abgerufen am 29.10.2012: <http://www.behindertenbeauftragter.de/DE/Themen/.htm>



F Freizeit

Leiterin und Leiter der Arbeitsgruppe:

- Konrad Kett, Caritasverband Regensburg
- Annette Purschke, Elternrunde Down-Syndrom Regensburg

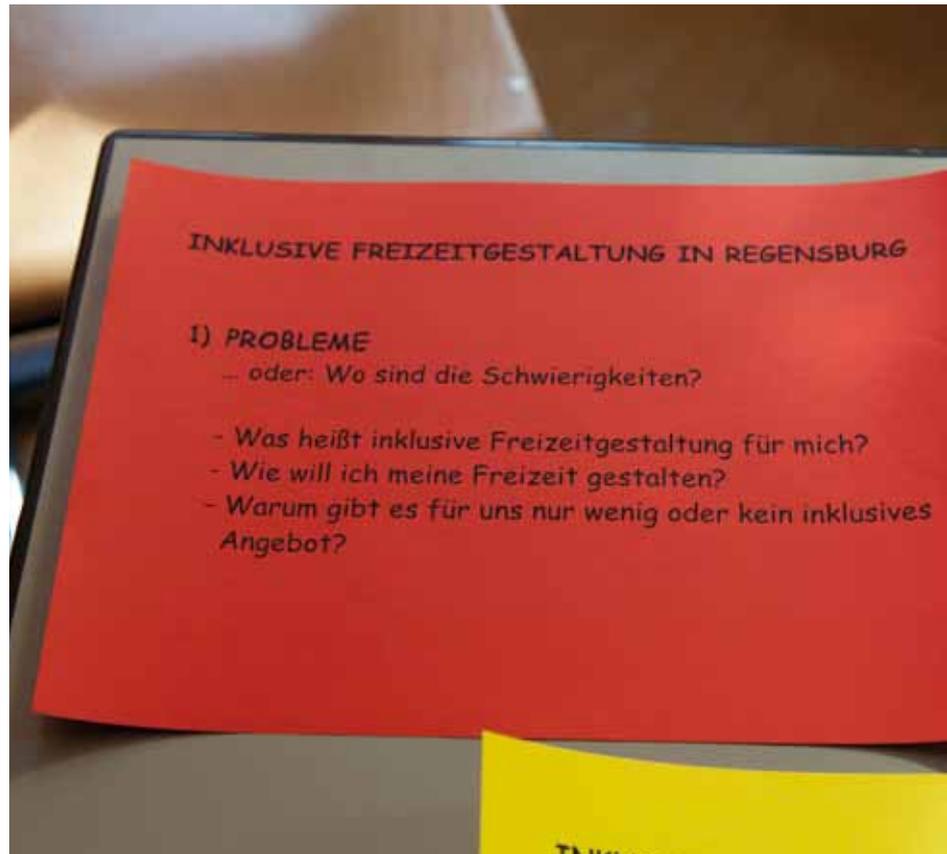
Diese Arbeitsgruppe setzte sich aus verschiedenen Betroffenen (WohnheimbewohnerInnen, Sehbehinderte, Eltern behinderter Kinder, RollstuhlfahrerInnen), verschiedenen Institutionen (bbs Regensburg FF, Freiwilligenagentur des Landkreises Regensburg, Bund der Deutschen Katholischen Jugend Diözesanverband, Katholische Jugendstelle Regensburg Land, Bischof-Wittmann-Schule, Lebenshilfe, Special Olympics Bayern, KISS, St. Leonhard etc.) und Studierenden der Hochschule Regensburg - Seminar Sozialraumorientierung, zusammen.

Konrad Kett führte kurz über den Begriff „Freizeit“ als wichtigen Faktor im Leben eines jeden Menschen zum Thema hin und bat alle, an diesem wichtigen Thema auch in Zukunft mitzuarbeiten und sich für den Teilhabezirkel anzumelden.

Als Erstes sammelte die Arbeitsgruppe Beispiele für gelungene inklusive Freizeitgestaltung, die in der Runde bekannt sind:

- ein Rollstuhlfahrer, der über Jahre in einem Chor mitwirkt (trotz der immer wiederkehrenden Schwierigkeiten, auf die Empore und wieder zurückzukommen)
- gute Erfahrungen im Zusammenleben mit den Gemeinden an einem Wohnheim- und Werkstattstandort der Lebenshilfe in Gebelkofen und Lappersdorf)
- ein inklusives Musiktheaterangebot in Wenzelbach, nachdem die musikalische Früherziehung ausgelaufen war und das behinderte Kind nicht hätte weiter machen können.
- die integrative Laufgruppe des LLC Marathon Regensburg

Ein fünfminütiger Film über die integrative Laufgruppe zeigte, mit welcher Freude und Begeisterung alle Läufer trainieren. Frau von Rhein von der Freiwilligenagentur des Landkreises Regensburg führte kurz aus, dass die Laufgruppe dem ehren-



amtlichen Engagement eines Marathonläufers zu verdanken sei, der viele Erfolge feiern konnte und davon etwas an andere zurückgeben wollte. Die Freiwilligenagentur des Landkreises Regensburg konnte so in Zusammenarbeit mit der Caritas das Sportprojekt einer integrativen Laufgruppe initiieren. Innerhalb eines Jahres wuchs durch die fachliche Unterstützung, die Öffentlichkeitsarbeit und das Engagement der Eltern eine Gruppe zusammen, die bisher an zehn Läufen mitgemacht hat und dafür vom Bayerischen Rundfunk mit einem 6.000,- € dotierten Preis ausgezeichnet worden ist. Seit Anfang des letzten Jahres ist die integrative Laufgruppe Bestandteil des LLC Marathon Regensburg; einige behinderte Sportler trainieren bereits zusätzlich in den Gruppen des LLC mit. Frau von Rhein betonte zum Schluss noch, dass sie durch dieses Projekt selber zu einer sehr schönen Freizeitgestaltung gekommen sei, die sie sehr bereicherte.

Nach dieser Einführung teilte sich die Runde in zwei Kleingruppen, um folgende Fragen zu bearbeiten:

Ein großartiger Erfolg: die integrative Laufgruppe des LLC Marathon Regensburg

1. Probleme ... oder:**Wo sind die Schwierigkeiten?**

- Inklusive Freizeitgestaltung heißt für mich ...
- Meine Freizeit gestalten will ich ...
- Bei mir /für uns gibt es wenig/ kein inklusives Angebot weil ...

2. Wünsche ... oder:**So möchte ich es gerne, weil ...**

- Wichtige Partner dazu sind für mich ...
- Zur Freizeitgestaltung brauche ich ...

3. Lösungen, Forderungen ... oder:**Zielführend wäre es, wenn ...**

Deshalb brauchen wir unbedingt ...

Antworten**1. Probleme ... oder:****Wo sind die Schwierigkeiten?**

- Schlechtes Gewissen der Betroffenen (...ich behindere jemanden) und Hemmschwelle (Last für die anderen)
- Es gibt oft nur Angebote für Betroffene unter sich
- Das Wort Inklusion und ihre Bedeutung sind vielen nicht bekannt
- Freizeitangebote im Verein sind oft stark leistungsbezogen (Sport)
- Fehlende Offenheit Nichtbetroffener

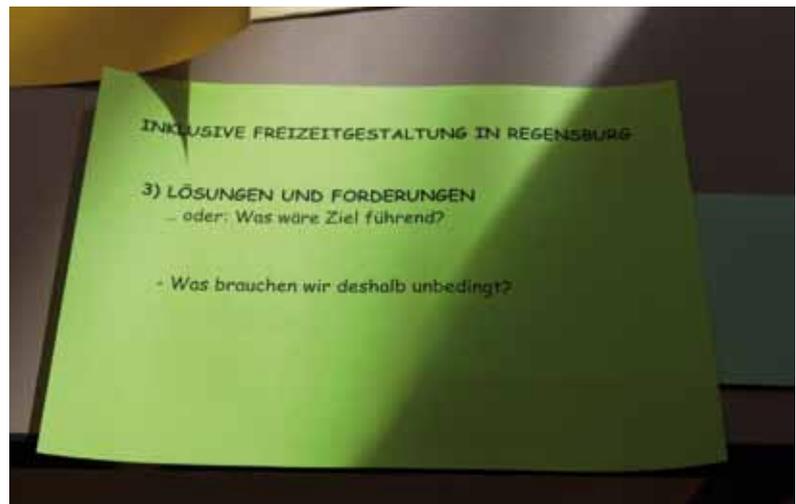
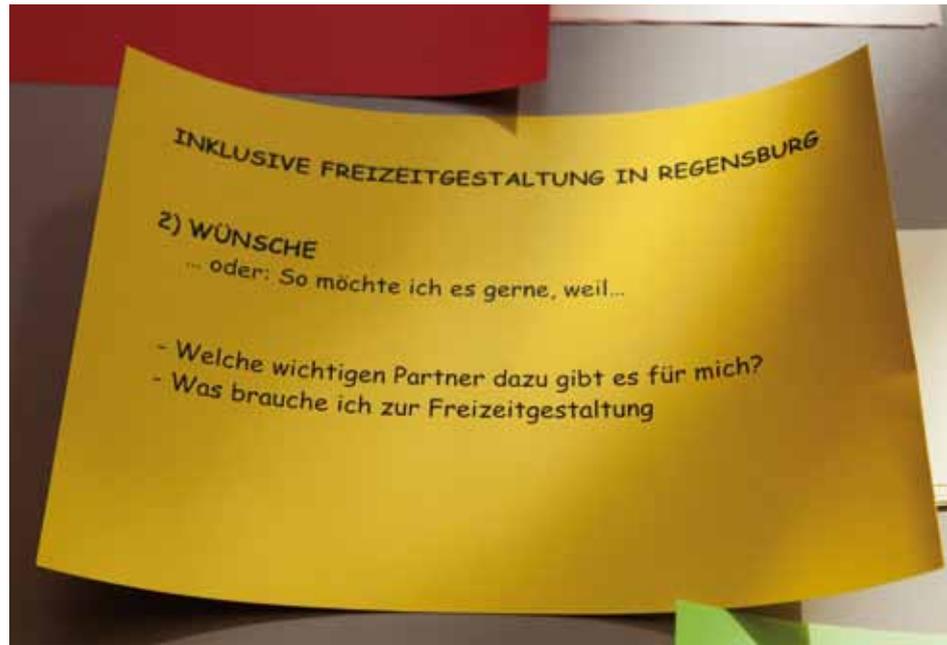


- Berührungspunkte auf beiden Seiten
- Impuls für ein inklusives Angebot muss immer von Betroffenen ausgehen
- Fehlende Möglichkeiten zur Teilhabe (Angebote, Infrastruktur...)
- Blind-, sehbehindert und zum Beispiel Kino geht momentan gar nicht – Barriere
- Angst der „Freizeitanbieter“: Wie gestalte ich dieses Angebot?
- Barriere durch Mobilitätseinschränkung auf dem Land durch schlechte Busverbindungen
- Oft keine Berührungspunkte in den Heimatgemeinden behinderter Kinder und Jugendlicher durch separierendes System (Kindergarten, Schule)
- Lobby für Behinderte ist zu klein
- Ganztagschule lässt oft wenig Spielraum für Freizeitaktivitäten zu
- Bei Kindern ab der 4. Klasse hat das Thema Bildung oberste Priorität, Freizeit hat einen niedrigeren Stellenwert
- Freiwillige in den Vereinen zu finden, wird immer schwerer
Die „andere Seite“ wie Sportvereine, Stadttheater Regensburg, Volkshochschule, Musikschulen, Jugendzentren, Kirchen sitzt hier in der Arbeitsgruppe nicht mit am Tisch

Ein Wunsch: umdenken zu „Gemeinschaft statt Leistung!“

2. Wünsche ... oder: So möchte ich es gerne, weil ...

- Mehr Assistenzen
- Mobilität
- Konkrete Unterstützer (Tandem-Fahren für Blinde)
- Toleranz für alle Behinderungen, zum Beispiel auch für seelisch Behinderte
- Bereitschaft zu Kosten/Mehraufwand – finanzielle Kapazitäten vorhalten
- Infrastruktur (Toiletten, barrierefreier Arbeitsplatz)
- Angebote zur Teilhabe sinnvoll konzipieren (zum Beispiel Fahrdienst)
- Politische Stellung, Sichtweise
- Echte Barrierefreiheit
- Bewusstsein bei Nichtbetroffenen und Freizeitanbietern schaffen
- Auf die Eltern und Betroffenen zugehen
- Netzwerk schaffen, welche Angebote gibt es wo?
- Hörspiele in Kinos (zu Zeiten, die machbar sind)
- Gemeinsame Ferienfreizeitgestaltung von Behinderten und Nichtbehinderten, bei der man voneinander profitiert und miteinander Spaß hat
- Betroffene sollten sich öffnen und Hilfen annehmen
- Engagement: Kontakt von Nichtbehinderten zu Behinderten kommt nicht von selbst



- Eigentlich zuerst Interesse und dann Angebot suchen, nicht umgekehrt
 - Öffnung der bestehenden vielen Freizeitangebote
 - Umdenken zu „Gemeinschaft statt Leistung!“
 - Freizeit = wenn nicht die Behinderung im Vordergrund steht!
- Behinderte und Senioren nicht in einem Begriff abhandeln
 - Vorbild LLC Marathon Regensburg für Inklusion in Sportvereinen

**Zielführend wäre ein/e
Inklusionsbeauftragte/r mit einer
Stabsstelle!**



3. Lösungen, Forderungen ... oder: Zielführend wäre es, wenn ...

- Schulung von Fachleuten in öffentlichen Einrichtungen
- Koordinierung, Vernetzung, Kooperation
- Einen Inklusionsbeauftragten mit einer Stabstelle



- Geben und Nehmen auf Gegenseitigkeit
- Hilfsmittel für Blinde – fühlbare Spielsteine, Karten
- Mehr Inklusion durch Information
- VHS-Angebot für alle (Kooperation)
- Politik muss mit dabei sein!
- Mehr offene Hilfen schaffen
- Kommunen müssen Druck machen und Gelder streichen, wenn sich zum Beispiel Vereine, die eine öffentliche Förderung bekommen, nicht öffnen
- Bonussystem für Vereine, die inklusive Angebote vorhalten
- Öffentlichkeitsarbeit
- Netzwerke schaffen
- Familienstützpunkte einbinden
- Inklusionsbeauftragte einladen, Forderungen und Ziele formulieren und auf Umsetzung drängen
- Motivation Betroffener
- Vereine und Freizeitanbieter müssen Inklusion und inklusive Angebote zum Thema machen
- Bürger sollen in der Stadtratsitzung Inklusion einfordern
- Betroffene sollen Funktionäre direkt ansprechen



» Regensburg inklusiv würde heißen, dass Menschen mit und ohne Behinderung das Sportangebot sowie die sportlichen Einrichtungen der Stadt Regensburg in gleicher Weise und ohne vorausschauende Planung nutzen können. Noch sind wir ein Stück davon entfernt und es gibt viele Aufgaben, um das Ziel zu erreichen.

Florian Stangl

Sprecher des Arbeitsausschusses des Beirates für Menschen mit Behinderung der Stadt Regensburg



Abschluss

Holger Kiesel



Ich fasse zusammen, was wir heute hier gehört haben. Die für mich herausragenden Punkte waren: Bewusstseinsbildung ist ein großes, großes Thema! In vielen Fällen sind die Probleme grundsätzlicher als gedacht. Wir müssen alle Energien darauf verwenden, teilhaben zu lassen. Wir sollten uns aber trotzdem mit dem Gedanken anfreunden, dass vieles immer vom Engagement einzelner ausgehen wird und dass vieles nur so wachsen kann.

„Bewusstseinsbildung
ist ein großes, großes Thema!“

Zum Schluss möchte ich Sie gerne mit einer Vision entlassen. Ich gebe Ihnen einen halben Satz vor und Sie beenden ihn:

Für mich wäre Regensburg „inklusiv“, wenn ...

- wir nicht mehr diskutieren müssten, dass Freizeitangebote so oder so stattfinden.
- Veranstaltungen barrierefrei in allen Dimensionen wären, auch die Kleinkunstszene.
- alle Menschen den Bildungsweg gehen könnten, den sie sich für sich wünschen.
- überall gemeinsames Lernen, Arbeiten und Leben Wirklichkeit werden würden. Da brauchen wir die Verpflichtung der Umsetzung.

- ich persönlich spontan leben könnte.
- jeder seinen individuellen Arbeitsplatz hat, den er liebt und an dem er glücklich ist.

Dann schließe ich die Runde ab und sage: „Für mich wäre Regensburg inklusiv dann ein Erfolg, wenn jeder wüsste, dass es kein Projekt ist, sondern Realität.“

Ich möchte mich persönlich im Namen aller Beteiligten für Ihr Kommen bedanken, für die Gespräche, das Engagement, das Sie in den Workshops eingebracht haben. Heute war nur der Start, es gibt noch viel zu tun. Machen Sie mit bei den Inklusionszirkeln! Herzlichen Dank an Sie, kommen Sie gut nach Hause!

... oh, Moment bitte, Verzeihung ... Darf ich noch einmal kurz um Ihre Aufmerksamkeit bitten? Wir haben noch einen Überraschungsgast ...

Holger Kiesel
Mitarbeiter
des Bayerischen
Rundfunks

Griaß Gott, Rollinger mein Name! Wissens, was I eana scho lang moi verzein woit? Oiso ..

Handy läutet.

Herrschaft, jetzt leit mei Telefon!...Tschuldigung!...**(hebt ab)**...Rollinger!?

Seehofer: Grüß Gott, Herr Rollinger, ich bins!

Rollinger: Äh, tschuldigens scho, aber...äh...wer jetzt genau?

Seehofer: Ach, Rollinger, gehns zu! Jetzt nehmens mich halt nicht aufn Arm! Ihr Landesvater natürlich! Ihr Ministerpräsident!

Rollinger: Auweh Zwick! Herr Seehofer! Wos isn los? Hams eana vaweit?

Seehofer: Schmarrn! Rollinger! Ich hab da ein Problem!...Das muss aber unter uns bleiben! Ich brauche Ihren Rat!

Rollinger: Ah, geh! Sie wissen aba scho, dass I ned in Ihrer Partei bin?

Seehofer: Herrschaftszeiten, Rollinger! Deshalb ruf ich Sie doch an! Weil ich scho alle gfragt hab! Die ganze christlich-soziale Kompetenzkompetenz! Den Stoiber, den Söder, sogar den Beckstein! Aber keiner kann mir diese Frage beantworten!

Rollinger: Aha, und jetzt soi I eana a Antwort gebn! Na, da bin I moi gspannt! Um wos geht's denn?

Seehofer: Ja Rollinger, Sie als Experte! Alle redens jetzt dauernd von dera Inklusion! Sie als Rollstuhlfahrer müssen sich doch da auskennen! Was is denn des eigentlich genau? Und warum heißt des jetzt nimmer Integration?

Rollinger: Ja mei, Herr Ministerpräsident! Da derwischens mi jetzt scho a bisserl aufm falschen Rad! So oafach is des a wieda ned...Oiso guat, I probiers amoi: Inklusion, des is, wenn olle mitmacha derfan. A de, wo a bisserl anders san ... so wia in da Politik zum Beispui die Linken ... oda da Gauweiler ... oda die FDP ...

Seehofer: Rollinger, herns auf! Des is ja furchtbar! Und was is dann Integration?

Rollinger: Na ja. Integration, des is so ungefähr wia bei Eana in da Koalition! Da derf die FDP scho a irgendwie mitmacha. Aba mehr so ... extra!

Seehofer: Aha, ja! Auch schon kein schöner Gedanke! Und sagns, Rollinger: Wie weit is denn des schon mit der Inklusion?

Rollinger: Oh mei, Herr Ministerpräsident! Des kon no dauern! Jahre!

Seehofer: Ah so! Bis dahin kann ja noch so viel passieren! Außer, dass die SPD in Bayern eine Wahl gewinnt! (lacht)

Ja dann, Rollinger! Dankschön erst mal! Des war sehr aufschlussreich! Aber jetzt muss ich wieder ins Kabinett! Meinen Ministern die Inklusion erklären! Damit die des auch endlich amal verstehn, gell!

Rollinger: Ja, machans des, Herr Ministerpräsident!...Aba ned, dass des jetzt Missverständnisse gibt! Des war jetzt bloß a Analogie mit da Politik! Es geht um gesellschaftliche Teilhabe! Gemeinsamer Unterricht vo Behinderte und Nichtbehinderte! Sowas hoit!...Hallo? Herr Ministerpräsident?...(es tutet)...Hm, furt isser!...Na ja! Hoffentlich hotta des verstandn!...Wos woit I denn jetzt eigentlich erzein?...Hob I vergessn!...

Ah, egal, jetzt noch amal... Griaß Gott, Rollinger mein Name! I muas eana heit amoi mei Herz ausschüttn: I hob im Moment ziemlich zum kämpfa! Ja, I kim einfach ned drüber weg, über des Trauma meiner Geburt! I moan, des muas ma ja a gonz ehrlich zuagebn: Damois is hoit scho a ganze Menge schiaf ganga! Und I frog mi imma wieda: Hots des braucht? Hätt da ned jemand eigreifa kenna? Hätt da ned jemand sogn miasn: Hoit! Stopp! Do geht grad sauba wos danebn! Jetzt amoi schee Obacht gebn olle mitanand! Sonst passiert vielleicht wos ganz Schlimms und dann kemmas womöglich nimma wieda guatmacha! Aba nix is gschehn damois! Koana hots verhindert! Neamt hot wos unternomma!

Dabei hob I des sozusagen seinerzeit scho gehant, dass des ned guatgeht! Mir is damois scho vor Schreck di Luft wegbliebn!

Ja, und jetzt sitz I do, mit meim Handicap! I muas fia immer damit leben, dass andere damois an Fella gmocht ham! Wo I a hifahr, wos I a dua: Des bleibt für imma! I kons ned obschiedeln....dass I in Niederbayern geboren bin! Ja, jetzt is raus: I am from lower Bavaria! Wos soi I denn macha? Dabei war mei Vatta gor ned vo duart! Des war no ned amoi a Bayer! Ja, wahrhaftig a schwers Schicksal! Andererseits: Wenn I mir vorstei, meine Oitern wan damois in Ihrer Panik in die foische Richtung gflücht! Wer woas, wo I dann auf d`Weit kemma wa! Es hätt ja no vui schlimmer komma kenna! Wia a imma! I roi erstmoi wieda ab! Bis zum nächstn moi! Pfiat Eich! Servus!

Inklusion, des is,
wenn olle mit-
macha derfan.
A de, wo a bisserl
anders san ...

Fazit und Ausblick

Bertin Abbenhues



Die Auftaktveranstaltung „Regensburg inklusiv“ war ohne Zweifel ein großartiger Erfolg:

- 40 Personen beteiligten sich an der Vorbereitung und Durchführung der Auftaktveranstaltung.
- 290 TeilnehmerInnen besuchten die Vorträge und Arbeitsgruppen.
- 31 Vereine, Verbände, Initiativen und Unternehmen in Stadt und Landkreis Regensburg präsentierten sich beim Markt der Möglichkeiten.
- 124 TeilnehmerInnen bekundeten mit der „Ich-bin-dabei-Karte“ Interesse an der Mitarbeit beim Projekt „Regensburg inklusiv“.

Auch für jemanden, der nicht an der Veranstaltung teilgenommen hat, machen diese Zahlen deutlich, wie groß das Interesse der RegensburgerInnen am Thema „Inklusion“ ist. Viel beeindruckender war für mich allerdings die fröhliche und spannungsvolle Stimmung unter den TeilnehmerInnen. Es war geradezu eine Aufbruchstimmung zu spüren, die zu einer Auftaktveranstaltung ja wunderbar passte.

In der Abschlussrunde am Ende der Veranstaltung stellten sechs VertreterInnen aus den Arbeitskreisen „Wohnen“, „Kunst und Kultur“, „Arbeiten“, „Gesundheit und Sport“, „Bildung“ und „Freizeit“ die wichtigsten Ergebnisse des Nachmittags vor. Viele interessante und zukunftsweisende Ideen wurden vorgestellt. Die folgenden fünf Themenbereiche kamen dabei in allen Arbeitskreisen vor und sollen daher besonders hervorgehoben werden:

1. Barrierefreiheit in allen Lebensbereichen ermöglichen (zum Beispiel am Arbeitsplatz, in der Schule, Wohnung, Arztpraxis, Gastronomie, im Supermarkt)
2. Netzwerke und Schnittstellen schaffen (Nutzer sozialer Leistungen und deren Angehörige, Leistungsanbieter, Kostenträger, Ehrenamtliche, ...)
3. Bewusstseinsbildung und Öffentlichkeitsarbeit fördern (Vorurteile abbauen, Einblicke in das Leben eines Menschen mit Behinderung geben, Verständnis wecken)

Bertin Abbenhues
Abteilungsleiter
Teilhabeleistungen
für Kinder und
Jugendliche der KJF
Regensburg



4. ein „Haus der Beratung“ einrichten (für Menschen mit Behinderung und deren Angehörige, Arbeitgeber, usw.)
5. Stelle eines Inklusionsbeauftragten bei der Stadt Regensburg schaffen

Diese und alle anderen Themen aus den Arbeitsgruppen der Auftaktveranstaltung gehen nicht verloren. In vier Inklusionszirkeln werden die bisher erarbeiteten Ergebnisse wieder aufgegriffen und bilden die Grundlage für weitere Planungen. Alle Interessierten aus Stadt und Landkreis Regensburg können sich mit ihrem Wissen, ihren Ideen und ihrem Engagement in den Inklusions-

zirkeln einbringen. Hier sollen konkrete Maßnahmen und Projekte entworfen, geplant und umgesetzt werden. Damit „Regensburg inklusiv“ keine „One-Man-Show“ des Projektkoordinators wird, braucht es viele Bürgerinnen und Bürger, die sich dafür einsetzen, dass Regensburg auch tatsächlich inklusiver wird. Machen Sie mit, wir freuen uns auf die Begegnung mit Ihnen!

Ihr

Bertin Abbenhues
KJF Regensburg



Markt der Möglichkeiten

Die TeilnehmerInnen im Überblick

- ▶ Aktives Leben für Menschen mit Behinderung (ALB) e. V.
www.alb-regensburg.de
- ▶ Bischof-Wittmann-Schule
www.bischof-wittmann-schule.de
- ▶ Deutsche Pfadfinder St. Georg
www.dpsg-regensburg.de
- ▶ Elternrunde Down-Syndrom
www.down-syndrom-regensburg.org
- ▶ Epilepsie Beratung Regensburg und Netzwerk Epilepsie und Arbeit (NEA)
www.epilepsie-beratung-opf.de
- ▶ Gemeinsam Leben – Gemeinsam Lernen Regensburg e. V.
www.inklusion-regensburg.de
- ▶ Hochschule Regensburg
Fakultät Angewandte Sozialwissenschaften
www.hs-regensburg.de
- ▶ Individuelle Schwerstbehindertenbetreuung (ISB) der Diakonie
www.dw-regensburg.de
- ▶ Inklusives Arbeiten und Leben e. V.
- ▶ Lebenshilfe Regensburg e. V.
mit „Bamberg bewegt“
www.lebenshilfe-regensburg.de
www.integra-mensch.de
- ▶ Integrationsfachdienste in der Oberpfalz
www.integrationsfachdienst.de
- ▶ Integrativer Lauftreff
www.llc-marathon-regensburg.de
- ▶ Irren ist menschlich e. V.
- ▶ Jaggo Media GmbH
www.jaggo-media.de



- ▶ KISS – Kontakt- und Informationsstelle für Selbsthilfegruppen
www.kiss-regensburg.de
- ▶ Malteser gGmbH
www.malteser-regensburg.de
- ▶ Markt Lappersdorf
www.lappersdorf.de
- ▶ mittendrin! Bürgerschaftliches Engagement und Inklusion im Landkreis Kelheim
www.mittendrin-kelheim.blogspot.de
- ▶ montessori regensburg Arbeits- und Förderkreis e. V.
www.montessori-regensburg.de
- ▶ NaBau eG
Genossenschaft für nachhaltiges Bauen und nachbarschaftliches Wohnen
www.nabau-eg.de
- ▶ Netzwerk besondere Kinder
www.besondere-kinder-regensburg.de
- ▶ Pater-Rupert-Mayer-Zentrum
www.prmz.de
- ▶ Pestalozzi-Mittelschule Regensburg
www.schulen.regensburg.de/pesths
- ▶ Phönix e. V. Regensburg
www.phoenix-regensburg.de
- ▶ „Radio sag‘ was!“
www.kjf-regensburg.de



► Sozialverband VDK
www.vdk.de/kv-regensburg

► SG BeNi, Sportgemeinschaft
 Behinderter und Nichtbehinderter an der
 Universität Regensburg e.V.
www.sg-beni.de

► Studentenwerk Niederbayern/Oberpfalz
www.stwno.de

► Verein für Körper- und Mehrfachbehinderte
 Regensburg e. V.
www.vkm-regensburg.de

► VKKK Ostbayern e.V.
www.vkkk-ostbayern.de

► zweites LEBEN e.V.
www.zweitesleben.de





Danke

Ein ganz großes DANKESCHÖN gebührt allen, die wesentlich zum Gelingen der Auftaktveranstaltung beigetragen haben. Ich danke daher sehr herzlich

- Herrn Direktor Michael Eibl, Herrn Bürgermeister Joachim Wolbergs und Herrn Prof. Wolfgang Baier für ihr Kommen und ihre ermutigenden und wertschätzenden Grußworte.
- Herrn Prof. Hans Weigert, Frau Irmgard Badura und Frau Prof. Gudrun Cyprian für die wissenschaftlichen, fachlichen, aber auch persönlichen Impulse.
- dem Projektteam und allen Mitwirkenden in den Arbeitsgruppen für die hervorragende Vorbereitung und Durchführung: Bertin Abbenhues, Christina Baier, Maria Balanowski, Markus Bauer, Annke Conradi, Doris Ebenhöch, Petra Ellert, Andrea Feldmeier, Oliver Guba, Johann Halbritter, Alexandra Heldmann, Dieter Janack, Konrad Kett, Prof. Dr. Christoph Knödler, Prof. Renate Kühnel, Claudia Lermer, Wolfgang Maas, Sebastian Müller, Alexander Prock, Dr. Kerstin Pschibl, Annette Purschke, Stefan Seeligmann, Florian Stangl, Michael Springs, Ralf Wargitsch, Prof. Dr. Johann Weigert und Prof. Dr. Christian Zürner.
- dem Moderator Holger Kiesel für die zielgerichtete und humorvolle Führung durch die Auftaktveranstaltung.
- dem Werkstattexpress unter Leitung von Herrn Süttner, der Pater-Rup-Percussion-Group unter Leitung von Herrn Schneider und den Electric Apples unter Leitung von Herrn Gotthardt.
- Reinhard Mehringer, dem Gesamtleiter des Pater-Rupert-Mayer-Zentrums, und seinen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern für die professionelle Organisation und Durchführung vor Ort.
- allen Teilnehmerinnen und Teilnehmern für die aktive und kreative Mitarbeit in entspannter und fröhlicher Atmosphäre.
- allen, die an der professionellen Gestaltung der Dokumentation mitgewirkt haben.

Thomas Kammerl, Projektkoordinator „Regensburg inklusiv“

Impressum

Herausgeber:

Katholische Jugendfürsorge der Diözese Regensburg e.V.
Direktor Michael Eibl
Orleansstraße 2 a · 93055 Regensburg
Telefon: 0941 79887-0 · direktion@kjf-regensburg.de
www.kjf-regensburg.de

Projektbüro „Regensburg inklusiv“
Projektkoordinator Thomas Kammerl
Orleansstraße 2 · 93055 Regensburg
Telefon: 0941 79887-227 · info@regensburg-inklusiv.de
www.regensburg-inklusiv.de

Redaktionelle Leitung
und Bearbeitung:

Bertin Abbenhues · KJF Regensburg · Leiter der Abteilung
Teilhabeleistungen für Kinder und Jugendliche
Isolde Hilt · www.pr-isoldehilt.com
Thomas Kammerl · Projektkoordinator „Regensburg inklusiv“

Fotografie:

www.cg-foto-kunst.de · www.altrofoto.de
www.neverflash.de · Fotolia.com (© Carlos Santa Maria,
© fotos4people, © Robert Kneschke, © Jakub Krechowicz,
© Ljupco Smokovski, © DoraZett, © George.M., © by-studio)

Gestaltung:

Astrid Riege · www.grafica-design.de
Titelbild und Logo: Alexander Nuißl · www.plural-design.de

Druck:

Erhardi Druck GmbH



